Fernan Caballero's

sämmtliche Werke.

Fünfter Theil.

Fernan Caballero's
sämmtliche Werke.

Aus dem Spanischen übersetzt

von

August Geyder.

Fünfter Theil: Lagrimas II.

Breslau:
Josef Max und Komp.
1860.

Lagrimas.

Ein Sitten-Roman aus der heutigen Zeit

von

Fernan Caballero.

Aus dem Spanischen übersetzt

von

August Geyder.

Zweiter Theil.

Breslau:
Josef Max und Komp.
1860.

Lagrimas.

Erstes Kapitel.

Februar 1848.

Einige Monate waren verflossen. Der Südwind mit seinen Stürmen und Wolken und der Nordwind mit seiner kalten Klarheit stritten sich um den Besitz des Himmels, wie sich die Leidenschaften und die Vernunft um den Besitz des Herzens streiten.

Innerhalb dieser Zeit war die Kälte gewichen, die zwischen Reina und Genaro bestanden hatte; bei Reina hatte sie sich in ständige Feindseligkeit umgewandelt, die Genaro erduldete und unerschrocken von sich abprallen ließ, wie ein Fels den Ansturm der Meereswogen. Die Folge dieser fortwährenden Reibungen zwischen Beiden war ein bitteres, gehässiges Wesen, welches der armen, sanften Lagrimas tiefen Kummer machte, da sie Beiden

auf das Zärtlichste zugethan war. Es giebt jedoch Wesen, die dazu bestimmt sind, daß, was immer ihnen das Leben in seinem Becher kredenzt, mag es noch so süß erscheinen, zu Galle wird, bevor es an ihre Lippen gelangt. Vergebens bemühte sich das arme Mädchen, Genaro dazu zu bewegen, daß er den kalten, ja zuweilen sogar verächtlichen Ton gegen die von ihr so geliebte Freundin unterlassen möchte, mit welchem er auf ihre unaufhörlichen Angriffe und auf ihren unausgesetzten Widerspruch zu antworten wußte. Genaro gehörte zu den durch und durch halsstarrigen Menschen, die weder aus Ueberlegung, noch aus Nachsicht oder Liebe auch nicht im Geringsten von dem einmal eingeschlagenen Wege abweichen. Es sind dies Menschen, die, ohne sich in lange Streitigkeiten einzulassen, stets bei ihrer Meinung beharren, die ihren Starrsinn für Charakter, ihre Herzlosigkeit für moralische Kraft, und sich selbst für stählern halten, während sie doch nur von Holz sind.

Reina begriff weder, noch kümmerte sie das, was Lagrimas litt.

Dieser stille Krieg zwischen Beiden blieb von allen unbemerkt, denn gegenseitige Neigungen und Abneigungen sind in der Welt so gewöhnlich und zuweilen so wenig begründet, daß es Niemandem einfällt, sie näher zu untersuchen.

Anders verhielt es sich jedoch mit der Markise; sie

war eine Frau von Welt und ein wachsamer Argus, die mit ihren beiden Mutteraugen mehr sah als dieser mit hundert. Sehr bald überzeugte sie sich, daß diese täglichen Reibungen zwischen zwei Personen von Reina's und Genaro's Vorzügen und Werth ein Ende nehmen müßten, da ein solcher dauernder Kampf zwischen jungen Leuten beiderlei Geschlechts durch den Reiz des Widerspruchs und durch das Liebgewinnen widerstreitenden Benehmens, durch den Ruhm, den der Sieg verhieß, durch den Zauber, der in der endlichen Unterjochung lag, zuletzt Gefühle hervorrufen konnte, die denen beim Beginn des Kampfes schnurstracks entgegen waren.

Genaro hatte dies Alles vorhergesehen, da es ja sein Werk war, und, ein zweiter Pygmalion, wuchs seine Leidenschaft für dasselbe; aber eben deshalb fürchtete er auch, daß das ersehnte Glück durch eine Ungeschicklichkeit, durch einen voreiligen Schritt verloren gehen könnte. Sein Wille zügelte gleich einem Despoten sein Herz, und er verließ den Posten eines kalten, gefühllosen Gegners nicht. Reina war noch viel zu jung und besaß ein viel zu aufrichtiges Gemüth, ein viel zu edles Herz, als daß sie die Kunstgriffe eines schlauen Menschen hätte ahnen oder begreifen können. Eben deshalb verstand sie auch nicht, wie man so geschickte strategische Pläne durch ein untrügliches Mittel zu nichte machen kann, nämlich durch die Eifersucht. Nach wie vor wies sie mit steigender

Verachtung alle Bewerbungen ihrer Verehrer zurück, namentlich auch die des Grafen von Navia, den ihre Mutter besonders auszeichnete. Das nährte die Hoffnungen Genaro's und ließ ihn bei dem einmal von ihm beschlossenen Benehmen verharren.

Obschon Genaro ein talentvoller, junger Mann war, sich durch seine Vorzüge auszeichnete und einer Adelsfamilie angehörte, so war er doch dabei arm, hatte weder jetzt eine gesicherte Stellung, noch eine solche für die Zukunft mit Gewißheit zu erwarten, und nahm in der Gesellschaft keinen Rang ein. Zudem ist heut die Zukunft eines jungen Mannes lediglich vom Zufall abhängig, wenn er nicht aus einem sehr reichen Hause stammt, und diese Häuser, sowie überhaupt die Zukunft des Adels sind ein Opfer der Kriege, innerer Umwälzungen und Revolutionen geworden, welche Spanien zu erdulden hatte. Genaro war also, bei allen seinen Vorzügen, keine angemessene Partie; wie hätte die stolze Mutter, die umsichtige Vormünderin, ihn für ihre schöne, glänzende Reina, für dieses wohlhabende Mädchen, das sich auf den Rang einer Markise nicht wenig einbildete, wählen können.

Obschon Genaro offenbar Lagrimas Aufmerksamkeiten aller Art bewies, so konnte sich die Markise es doch nicht denken, daß Genaro deshalb Reina aus dem Spiel lassen würde. Wenn aber die leidenschaftlicher Liebe volle

Mutter an ihre Tochter dachte, schwand alles Uebrige vor ihren Augen, nichts verdiente irgend welche Rücksicht, nichts konnte dies Gestirn verdunkeln, Alles mußte vor ihm in das Nichts zerfallen.

Die Markise überlegte sich außerdem Folgendes: bevor Reina und Genaro sich der Gefahr bewußt werden, die sie laufen, bevor sie zu gegenseitiger Einsicht gelangen, ist es das Beste, die Neigung zu fördern, die er zu Lagrimas hegt, und sie miteinander zu verheirathen; das ist um so klüger, als jedes von Beiden das in die Ehe bringt, was dem andern fehlt.

Das gute Kind — also dachte die besonnene Markise — besitzt nichts, was für dasselbe einnehmen könnte, aber es ist reich; Lagrimas muß es also für eine glänzende Partie und für ein glückliches Loos ansehen, wenn sie sich mit einem Manne verbinden kann, der so große Vorzüge, nur kein Vermögen sein eigen nennt. Ebenso hielt sie diese Heirath für Genaro ganz passend; er bekam eine vortreffliche Lebensgefährtin, die er bereits auszeichnete, und sicherte sich seine Zukunft. So erschien ihr denn der ganze Plan weder hier noch dort einen Anstoß zu finden und leicht ausführbar zu sein.

Um diese Zeit hatte ein unglückliches Ereigniß, eines, was zu den deplorabelsten gehörte und die Presse unter dem interessanten, herrlichen, nie genug erwogenen Spruch:

„Die Erde sei Dir leicht," aufseufzen ließ, Don Roque la Piedra nach Sevilla gebracht.

Eines Tages bemerkte Bonifacio, der Neger des Don Jeremias, daß sein Herr sich nicht den Regenmantel ummachte — ein Kleidungsstück, reich an Jahren und an Diensten, aber ohne Hoffnung, endlich in den Ruhestand versetzt zu werden, wozu ihm seine ehrenvollen Wunden ein Recht gaben — und nicht, wie gewöhnlich, zu seinem Anwalt ging; doch achtete er nicht weiter darauf. Allein es kam die Frühstücksstunde und sein Herr rief ihn nicht. Da nun Bonifacio sah, daß schon eine Kohle mehr wie gewöhnlich verbrannt worden war, und daß er am Ende noch eine hätte zulegen müssen, so ging er in das Zimmer seines Herrn. Dieser saß auf dem Sopha todt, so todt wie die Bewohner Pompeji's nach dem Ausbruch des Vulkans. In seinen Händen hielt er die Zeitung, welche die Nachricht von der am 17. Februar 1848 zu Paris ausgebrochenen Revolution brachte.

Bonifacio benachrichtigte den Anwalt; dieser war ein guter Freund des Don Roque und machte daher demselben sofort Mittheilung. Don Roque fand sich demgemäß am folgenden Tage in Sevilla ein. Einen Tag später begleitete er ein armseliges Begräbniß: in einem erbärmlichen Sarge lagen die erbärmlichen Ueberreste des erbärmlichsten Menschen, Don Jeremias Tembleque; er war erbärmlich gestorben ob des erbärmlichen Unglücks,

daß die französischen Fonds gewichen waren. Sein Leben wie sein Tod legten klar die Freuden, die Annehmlichkeiten und Genüsse zu Tage, welche einem jämmerlichen Geizhals sein Geld gewährt. Er starb ohne Hinterlassung eines Testamentes, und die durch die Zeitungen aufgebotenen Erben fanden, als sie herbeieilten, nur die Inskriptionen in das große Buch zu Paris, welche Don Roque mit etwas weniger als nichts an sich kaufte, ferner den berühmten Koffer mit drei baumwollenen Hemden, drei Paar Zwirnstrümpfen und zwei Schnupftüchern, alles geflickt und zerlumpt, die geflickten Teller, das mit Maisstroh gestopfte Sopha, welches vor Alter kindisches Zeug stöhnte, eine Rechnung über die erheblichen Begräbnißkosten, Gerichtsgebühren bezüglich der Erbschaft u. s. w. u. s. w. In einer Zeitung las man folgende Anzeige: „Wir beklagen das Hinscheiden des achtbaren Don Jeremias Tembleque; ein Gehirnschlag machte seinem Leben ein zu frühes Ende. Er erwarb sich die Achtung Aller, und sein Tod wird sehr beklagt: sei ihm die Erde leicht!"

Eines Tages war die Markise mit Don Roque allein, und sie nahm die Gelegenheit wahr, ihm das Ergebniß ihrer bereits von uns besprochenen Ueberlegungen mitzutheilen.

„Don Roque, denken Sie nicht daran, Ihre Tochter zu verheirathen?"

Die Markise hatte, ohne es zu wissen, die empfindlichste Seite des Don Roque berührt. Wir wissen bereits, daß die Verheirathung seiner Tochter für ihn der Geier des Prometheus, dasselbe was der Schatten des Ninus für Semiramis, das Schwert des Damokles, das Mene, mene, tekel, upharsin bei jenem goldenen Feste war, so daß sich auch Don Roque la Piedra in seinem goldenen Sessel zurücklehnte; er erwiederte daher unfreundlich:

„Und weshalb verheirathen Sie denn Ihre Tochter nicht, die ja älter ist?"

Die Markise ließ diese wie so manche andere Flegelei unbeachtet, die sie von diesem gemeinen, rücksichtslosen Menschen erdulden mußte, und versetzte:

„Meine Tochter besitzt glücklicherweise ein heiteres Gemüth, einen schwer zu befriedigenden Geschmack, einen unabhängigen, sich nicht so leicht hingebenden Charakter; sie hat deshalb bisher alle ihre Bewerber mit Gleichgültigkeit, alle ihr dargebrachten Huldigungen als einen nichtssagenden Zeitvertreib betrachtet, den sie lachend hinnimmt, wie Blumen ohne Wurzeln, die da bald verwelken. Wenn jedoch meine Tochter liebte und geliebt würde, wenn sich ein Freund für sie und für mich interessirte und darüber mit mir Rücksprache nähme, so würde ich es in Ueberlegung ziehen. Dieser Fall ist bis

jetzt noch nicht eingetreten, lassen wir also meine Tochter nach wie vor mir zur Seite."

„Was wollen Sie mir damit sagen?" fragte Don Roque ungeduldig; „hat etwa meine Tochter bereits einen Bräutigam?"

„Das behaupte ich nicht und fällt mir auch gar nicht ein; allein es könnte doch dazu kommen. Don Roque, ich sehe keinen Grund, weshalb dies Sie beunruhigen dürfte; man kann den Töchtern, die Jemandem einen Vorzug geben, dies wohl nur dann verwehren, wenn der, dem sie ihre Neigung schenken, ein Unwürdiger ist oder den Eltern nicht als passend erscheint."

„Oho! Weshalb glauben Sie, daß ich den Bräutigam für passend halte?"

„Ich habe nicht gesagt, daß sie einen Bräutigam hat, Don Roque."

„Nun meinetwegen, lassen Sie Bräutigam Bräutigam sein und sagen Sie Bewerber; ist es nicht so?"

„Sie mag Bewerber haben, das ist natürlich; alle Mädchen haben dergleichen, und ich . . ."

„Ei der Tausend! Also alle Mädchen haben hier solche gefährliche Wichte? Nun, es ist mir lieb, das zu erfahren."

„Namentlich Lagrimas, die ein so engelsgutes Kind ist und die Liebe Aller gewinnt, mit denen sie verkehrt."

„Und Sie glauben, daß ich mir einen solchen Bewerber als Schwiegersohn so leicht in die Tasche stecken werde wie einen Duro? He?"

„Weshalb nicht, wenn er sonst passend ist und Ihre Tochter glücklich zu machen vermag?"

„Hat denn," sagte Don Roque mit einem wüthenden Lächeln, „hat denn dieser Bewerber neben der Eile, mit der er heirathen will, noch andere Vorzüge?"

„Versteht sich, Don Roque; wäre dem nicht so, würde ich diesen Punkt gar nicht berührt haben. Allerdings bin ich meiner Sache nicht gewiß, aber der, von dem ich glaube, daß er sich um Lagrimas bewirbt, stammt aus einem vornehmen Hause, ist ein unterrichteter, junger Mann, besitzt ein vortreffliches Gemüth, und sein Lebenswandel ist tadellos. Er ist ein außerordentlich talentvoller Mensch und seine Fähigkeiten sind bedeutend; so schildert ihn der Rektor der Universität."

„Neun Zehntel der Studirenden zu Sevilla besitzen diese Vorzüge oder wollen sie wenigstens besitzen. Sein Name, Sennora?"

„Genaro C***."

„Potz Wetter!" murmelte Don Roque zwischen den Zähnen und stampfte mit dem Fuß.

„Sennor," sagte die Markise überrascht, „worin kann Ihnen mein Vorschlag unangemessen erscheinen? Habe ich etwa einen schlechten Menschen genannt?"

„Pst!“ zischte Don Roque, um seine Verachtung auszudrücken.

„Sennor,“ fuhr die Markise überrascht fort, „habe ich Ihnen einen nichtsbedeutenden, einen unanständigen Menschen vorgeschlagen? Verdient etwa Genaro die Zeichen der Verachtung, die Sie einem seit Jahrhunderten geachteten Namen erweisen, und dem Genaro Ehre macht?“

Don Roque brach in ein überlautes, beleidigendes Gelächter aus.

„Don Roque,“ sagte die Markise fast außer sich, „vielleicht haben Sie etwas Schändliches oder Entwürdigendes von diesem Burschen gehört? Ist dem so, so werden Sie mir die Gerechtigkeit wiederfahren lassen und sich für überzeugt halten, daß ich nichts davon gewußt habe.“

„Sie wissen so gut wie ich, Sennora, daß ich hierbei mir denken kann, was ich will.“

„Keineswegs,“ versetzte die Markise, „ich erkläre Ihnen nochmals, daß ich nichts Schlechtes von Genaro weiß, und ich bitte Sie, sich deutlicher auszusprechen, ja ich verlange es. Keine geheimnißvollen Worte, Don Roque! Erklären Sie sich!“

„Glauben Sie nicht,“ sagte Jener, „daß ich mich irgendwie täuschen lasse.“

„Ich sage Ihnen,“ entgegnete die Markise beunruhigt, „daß Sie mir mittheilen sollen, was Sie so sehr

gegen den jungen Mann eingenommen hat, den ich hochschätze."

„Ach, es ist nichts, Sennora, es ist eine Lappalie! Er erfrecht sich, an meine Tochter zu denken und . . . zum Donnerwetter, er hat nicht einen Realen in der Tasche!!!"

Die Markise lachte.

„Don Roque," sagte sie nach einer Weile zu dem liebenswürdigen Millionär, „man muß es sehen, um es zu glauben, daß ein Mann wie Sie, der das Geld mit Scheffeln mißt, und für den daher, da er nur eine einzige Tochter besitzt, das Geld bei der Wahl eines Schwiegersohnes gar keine Rolle spielen kann, mit Verachtung einen jungen Mann zurückweist, der Alles in sich vereinigt, was die Vernunft und die Gesellschaft nur beifällig anerkennen können, so daß er dem Herzen Ihrer Tochter genügen und sie glücklich machen wird, zurückweist lediglich eines Umstandes halber, der gar nicht in Betracht kommen kann, wo es sich um das Glück Ihrer Tochter und um deren künftige Stellung im Leben handelt."

„Ach so!" entgegnete Don Roque, „Sie werden mich für einen Menschen gehalten haben, der da sich durch Pergamente blenden läßt und wie ein blinder Esel in die Falle geht, weil ja meine Enkel adeliges Blut erhalten werden. Was schiert mich solch' adeliges Blut?

Lumpen, die sich ihr Frühstück erbetteln und das Mittagessen erborgen. Meine Tochter! Ja, ja, sie wäre so ein Bissen für den Genaro, um mich hinterher flugs auszulachen. Meinen Sie wirklich! Ein Kerl ohne Hemd, ein armseliger Wicht, der wer weiß was Großes sein will!" fügte er mit zermalmender Verachtung hinzu, mit der nur die Lippen eines Millionärs die Armuth schildern können. „Da würde ich mir einen hübschen Schwiegersohn aufladen, ein schönes Kleinod! Unsinn!"

„Sie kennen viel zu wenig den Werth von Personen eines Kreises, zu welchem Sie allerdings nicht gehören," sagte die Markise scharf. „So wissen Sie denn: Genaro ist durch und durch ein Kavalier und ein vorzüglicher junger Mann."

„Um zu sehen, wo es was Gutes zu schnabuliren giebt, und um so ein paar Tausend Duro's erschnappen zu können. Sie wollen Ihren Spott mit mir treiben, wenn Sie meinen, ich habe mein Vermögen im Schweiße meines Angesichts verdient, um die saubern Schulden seines Hauses damit zu bezahlen und seinen vereinsamten Palast wieder aufzubauen, der ein jämmerlicher Schutthaufen sein wird, während er mit unterschlagenen Armen Maulaffen feil hält."

Mit diesen Worten verließ Don Roque das Zimmer, ohne die Antwort der Markise abzuwarten, die

ganz betäubt war, als sie eine ihr ebenso neue wie unverständliche Sprache vernahm.

Reina und Lagrimas befanden sich auf einer mit Fenstern verschlossenen Gallerie, die einer der langen Korridore des Hauses bildete und woselbst die Nätherinnen ihren Aufenthalt hatten.

„Dort kommt Dein Vater," sagte Reina, als sie ihn aus dem Zimmer treten und sich jener Gallerie nähern sah, wo er auf einen Augenblick seine Tochter zu besuchen pflegte; „dort kommt dieser Schmutzpatron; ich gehe, denn ich bin ja nicht aus Cadix, um mich über den Anblick des Herkules auf dessen Alameda zu freuen."

Bei diesen Worten eilte sie von dannen.

Lagrimas stickte; wie sie die Schritte ihres Vaters vernahm, erbebte sie; solchen Eindruck machte auf dies ängstliche Gemüth, auf diese schwächliche, nervöse Konstitution die Anwesenheit des Vaters.

„Das also ist dabei herausgekommen," sagte Don Roque beim Eintritt, „daß ich Dir nachgab und Dich hier in einem Hause ließ, wo alle flaumbärtigen Lumpen, alle kammlosen Hähnchen ihre Zusammenkünfte halten? Kaum ist das Ding aus dem Kloster und hat schon einen Bräutigam? gedenkt sich zu verheirathen und die Hülle und die Fülle mitzubekommen?"

„Vater, Sennor," flüsterte mit zitternder Stimme

die arme Lagrimas, „ich gebe Ihnen die Versicherung, daß dem nicht so ist.“

„Auch noch lügen und trügen? Gut, sehr gut! Gleich packe Deinen Koffer, denn morgen bei Zeiten geht das Dampfschiff nach Cadix ab. Nach Hause mit Dir, unter meine Augen! Ich werde dem emancipirten Geschöpf lehren, einen Bräutigam zu haben. So wahr ich Don Roque heiße, was Dir hier Vergnügen gewährt hat, das soll Dir schon noch zuwider werden. Warte nur, ich werde dafür sorgen, daß Dir Dein Schädel brummt und daß Dir die Brautstandsgedanken vergehen. Wenn Du das gehörige Alter erreicht haben wirst, werde ich Dir einen Mann aussuchen, der für Dich paßt und der auch mir gefällt; das wird aber kein eingebildeter Hans Habenichts sein, mit einem großen Frack, den er dem Schneider schuldig ist.“

Wie Reina, die in der Nähe geblieben war, diese barschen Worte des Don Roque hörte, trat sie heran, und als sie sah, wie Lagrimas krampfhaft zitterte und das Gesicht verzerrte, eilte sie nach einem Glase Wasser und hielt es ihr vor die Lippen.

„Was geht hier vor?“ rief sie, „was hast Du, Lagrimas?“

„Ich reise morgen ab,“ flüsterte diese mit fast erstickter Stimme.

„Nach Cadix!“ bekräftigte Don Roque.

„Um Gotteswillen, Sennor!“ rief Reina, die da sah, daß dem bleichen Antlitz der Lagrimas sich das Siegel des Todes aufzudrücken begann.

„Nicht um Gottes, nicht um der Heiligen willen,“ erwiederte der liebenswürdige Millionär laut und schnarrend. „Es geht ein für allemal nach Hause; da wird nicht erst lange gefackelt.“

„Auf's Dampfschiff! Das Meer! das Meer!“ seufzte das arme Mädchen, während ihm die Zähne klapperten und es sich in Reina's Arme stürzte.

Wie diese die Entschiedenheit des Don Roque sah, sagte sie: „Um Gotteswillen, Sennor, so vermeiden Sie zum wenigsten die Seefahrt. Sie wissen es ja, welchen tiefen Abscheu sie vor dem Meere hat und daß sie schon durch den Gedanken an dasselbe krank wird.“

„Wie einfältig!“ versetzte Don Roque. „Eine solche alberne, kindische Furcht verliert sich wie bei störrischen Pferden durch Peitsche und Sporen.“

„Sennor,“ entgegnete Reina, denn sie fühlte, daß das arme Mädchen, welches sich an sie wie an ein rettendes Brett im Schiffbruch anklammerte, in ihren Armen zusammenschauderte, „weshalb wollen Sie Ihre Tochter ohne allen Grund einem solchen Schrecken aussetzen? Erinnern Sie sich ...“

„Des Sturmes vor zehn Jahren? Was da, was da! Das ist schon lange her. Wenn alle diejenigen,

welche jemals einen Sturm auf dem Meere bestanden haben, sich nie wieder einschiffen wollten, da müßte man ja alle Fahrzeuge versenken. Solche Ziererei, solches Gepinsel und Gewinsel ist mir in den Tod zuwider."

„Sennor, Sennor," sagte Reina unwillig, „das ist keine kindische Furcht, kein unbegründeter Abscheu. Sie werden recht gut wissen, was jene Erinnerung für Ihre Tochter zu bedeuten hat. Für sie ist das Meer ein Richter ohne Erbarmen, ein Henker ohne Gnade und ein Kirchhof ohne Kreuz."

„Bah, bah!" versetzte Don Roque, „das sind hochtrabende Worte, Fräulein. Sei unbesorgt, Du furchtsames Ding, Du wirst auf dem Dampfschiff nicht umkommen, und stirbst Du, nun so werden wir Dich nicht in's Meer werfen."

Lagrimas sank ohnmächtig und von Krämpfen ergriffen in den Armen Reina's zusammen.

„Ach, was für ein halsstarriger Mann!" rief diese. „Ruft meine Mutter! ruft meine Mutter!"

Am Abend kam Don Roque wieder, um sich nach seiner Tochter zu erkundigen. Die Markise, vom tiefsten Mitleid mit dem Zustand derselben ergriffen, stellte dem Vater ruhig vor, daß das Mädchen unmöglich reisen könnte und daß die Aerzte die äußerste Ruhe anempfohlen hätten. Außerdem machte sie ihm bemerklich, das Lagrimas nichts sehnlicher wünschte, als nach dem Kloster

zurückkehren zu können, und daß sie darum ersucht hätte, diese Bitte dem Vater vorzutragen, bevor sie durch die ihr verordneten narkotischen Mittel in den Schaf gebracht worden wäre. Don Roque schlug dies rund ab und fügte hinzu: das Mädchen sollte sich ja nicht etwa einbilden, daß er fortwährend Pension für sie bezahlen würde; sie müsse bei ihm im Hause bleiben, da würde sie ihm die wenigsten Kosten verursachen.

Reina pflegte ihre Freundin auf das Sorgsamste und trennte sich keinen Augenblick von ihr. Nach drei Tagen fand sich einige Besserung ein und nun nahm Don Roque, taub gegen alle Vorstellungen und Bitten, seine unglückliche Tochter mit sich fort, die sich mit zerrissenem Herzen von Sevilla trennte und mit Entsetzen der Reise und ihrem Aufenthalt in Cadix entgegensah. Genaro hatte sie nicht noch einmal erblicken können. Beim Scheiden verbarg sie ihr bleiches Antlitz, ihre Thränen und das krampfhafte Beben ihrer Lippen unter einem dichten, schwarzen Schleier.

Zweites Kapitel.

Februar 1848.

Wer an demselben Abend Reina in der Gesellschaft genauer beobachtet hätte, der würde ein ungewöhnliches,

zerstreutes Wesen bei ihr bemerkt haben, das so gar nicht zu ihrem stets heitern und muntern Geist paßte.

Fortwährend waren ihre Blicke nach der Thür gerichtet, und man sah es ihr an, daß sie eine gewisse Ungeduld zu erkennen gab, wenn der eben Eingetretene nicht der Erwartete war.

Da öffnete sich geräuschvoll angelweit die Thür und es erschien Marcial in aller seiner Glorie, mit straff angezogenen Beinkleidern und einer dermaßen zusammengepreßten Taille, daß er wie aus einem Stück gedrechselt erschien. Ueber das Antlitz Reina's eilte, gleich dem Schatten eines vorüberfliegenden Vogels, eine Wolke der Ungeduld dahin, und während Marcial die Markise begrüßte, rief deren Tochter ihr Schooßhündchen herbei und ließ es auf einem Stuhl ihr zur Seite Platz nehmen, wodurch sie deutlich zu erkennen gab, daß Marcial sich nicht auf demselben niederlassen sollte. Das war jedoch für den unerschrockenen Marcial ein viel zu kleines Hinderniß; er nahm das Hündchen weg und setzte sich so dicht als möglich neben seine Cousine. Sie empfing ihn mit einem Gähnen, welches sie hinter ihrem Fächer verbarg.

„Mein Freund Tiburcio Civico kommt heut Abend nicht," sagte Marcial, und ließ dabei merken, daß er halb zufrieden, halb wüthend war.

„Nun, und was geht das mich an?" versetzte Reina, „bedaure Du es, wenn Du Lust hast."

„Heute Abend," fuhr Marcial langsam und in einem Tone fort, der wie die stärkste Saite einer Baßgeige erklang; „heute Abend können die Unwürdigen sich den Würdigen vorziehen, ohne daß diese es verhindern, erschweren, beeinträchtigen und stören."

„Du bist und bleibst wieder langweilig, Marcial! Willst Du mich mit Deinen Würdigen und Unwürdigen necken? Tiburcio hinten, Tiburcio vorn! Tiburcio und die Würdigen habe ich recht von Herzen überdrüßig."

„Wir werden miteinander in's Klare kommen, meine geliebte Cousine. Aber Du mußt wissen, daß die Würdigen, anstatt hierher zu kommen und ihre Würde zur Geltung zu bringen, sich in Verschwörungen einlassen; da nun der Würdige ein Socialist ist, so ist er heute Abend in einen Verein gegangen, der die Humanität zu fördern bezweckt. Derselbe besteht aus einem Franzosen, einem Lombarden und einem Polen; den Vorsitz hat ein Engländer; deshalb ist er nicht gekommen, kommt er nicht und wird er nicht kommen. Die Humanität geht den Schönen, die Societät der Abendgesellschaft, Cato Ludwig XIV. vor. Gefallen Dir die Socialisten? Nicht wahr, Dir gelten sie für die Würdigen, Cousine?"

„Ich hasse sie, Cousin."

„Und die auf der äußersten Linken?"

„Verabscheue ich."

„Und die vom Centrum?"

„Sind mir ein Greuel."

„Und die Karlisten?"

„Kann ich nicht sehen."

„Du gehörst also zu keiner Partei, idealer Automat?"

„Allerdings zur meinigen."

„Und was ist das für eine?"

„Die der Schweigsamen, Marcial, die der Schweigsamen."

„Das ist eine illusorische, phantastische, phantasmagorische, nichtige und unvernünftige Partei, Cousine, die bei dem Abbé L'Epée in die Schule gehen muß."

„Das geht freilich über Deinen Horizont, Marcial; denn, wie Don Domingo sagt, seit Alle schreien, versteht Niemand etwas."

„Wenn Du zur Schule des Don Domingo gehörst, so bist Du für die unbeweglichen Feste, wie alle seine Namensbrüder*)."

„Was willst Du mit dieser Redensart sagen? sie klingt wie ein Logogriph aus dem Wochenblatt."

„Die Sonntage sind unbewegliche Feste und die Ideen dieses Sennor sind es gleichfalls. Ich sage Dir

*) Domingo heißt im Spanischen der Sonntag.

aber, Cousine, daß Deine Schule oder Lehre des Schweigens kein Geräusch machen wird, und daß sie nicht in unser Jahrhundert gehört, welches ein Jahrhundert gesetzgebender Versammlungen und der Diskussionen ist."

„Es leuchtet mir ein, daß es Dir, Marcial, als ein solches erscheint; denn wenn Du eines Tages nicht mehr reden, diskutiren, peroriren und deklamiren könntest, würden Deine keinen Ausgang findenden, erhabenen Ideen Dich, wie das Gas den Luftballon, durch alle Lüfte davontragen."

„Lassen wir diese Frage," versetzte Marcial, „die der schwache, weibliche Verstand nicht zu erfassen, zu bestimmen, zu würdigen und zu schätzen vermag. Ihr Töchter Eurer Mutter Eva, ewig schön, verführerisch, reizend und sündig wie diese, ohne seit so vielen Jahrhunderten durch Schaden klug geworden zu sein, ihr habt kein Urtheil über die Parteien; dies kommt nur denjenigen zu, die unsere unglücklichen Zustände verbessern wollen."

„Sie irren sich, Marcial," sagte die heitere Flora. „Wünschen Sie, daß ich Ihnen sagen soll, was die Parteien sind?"

„Ich wünsche, ich verlange, ich ersehne, ich erhoffe es," versetzte Marcial.

„Nun, da muß ich eine Geschichte erzählen," meinte Flora, „denn wir leben in Andalusien, in dem Lande der schwarzbraunen Mädchen, der Orangen, der Geschich-

ten, der sauern und süßen Bohnen. Ein Hahn war König auf seinem Hofe. Er hatte einen Gänserich zum Freunde, der, hübsch gefiedert, über das stille Meer gekommen war, seinen Kopf in den Brunnen der Weisheit getaucht und in der Quelle des Wissens umhergepatscht hatte; sein Gang war nicht zierlich, aber fest, seine Stimme war nicht wohlklingend, aber würdig und gehalten. Dieser gab seinem Freunde, dem Hahn, den Rath, sich den Kamm abschneiden zu lassen, der Mißfallen errege, ebenso auch die Sporen, da sie keinen Nutzen hätten. Der Hahn war damit einverstanden und sie gingen miteinander spazieren. Die Thür zum Hofe hatte er offen gelassen, da er gegen Niemanden Mißtrauen hegte.

Als sie zurückkehrten, ging der Hahn zu seinem Heerd, um Licht zu machen, und sah auf demselben zwei Lichter flammen. Was sind das für wunderbare Lichter? sagte der Hahn; wie er aber näher trat, sah er, daß es die Augen eines Katers waren, der sich sogleich über ihn herstürzte. Sie begannen miteinander zu kämpfen.

Der Gänserich, der es sah, rief unausgesetzt: „Friede, ihr Herren, Friede, Friede, ihr Herren, Friede, Friede!“ Dabei suchte Flora das Schnattern der Gänse nachzumachen.

„Flora,“ sagte Marcial mit einer Grabesstimme,

„diese Geschichte ist eine Schmähung der hochherzigen Menschheit."

„Es ist eine köstliche Geschichte!" sagte Flora und lachte.

„Es ist eine umwälzende, antisociale, unmoralische und Alles entheiligende Geschichte. Ihr fehlt die Würde sowohl wie die Logik. Wenn ich erst in den Cortes bin, werde ich vorschlagen, daß alle Geschichten einer Censur unterworfen werden."

„Da ich nicht darnach verlange, eine Deputirte werden zu wollen, wie Sie ein Deputirter, Marcial," sagte Flora, die vor Lachen ersticken wollte, „so studire ich weder Würde noch Beredtsamkeit."

„Fabian," sagte Marcial zu diesem, der soeben eintrat, „versuche diese allerspottsüchtigste Flora zu bessern. Sie nimmt statt der Blumen nur die Dornen und hat soeben die blutdürstigste Satire gegen alle Männer losgelassen. Sage ihr, daß Du kein Gänserich bist, denn sie hält uns Alle für Gänseriche."

„Das ist unmöglich, Marcial!" entgegnete Flora. „Ich werde nur das Eine zugeben, daß es in dieser Familie auch Schwäne giebt; wenn Sie aber meiner Geschichte durchaus einen tragischen Charakter verleihen wollen, nun, so werde ich annehmen müssen, daß es in dieser Familie außerdem wirklich Ganser giebt."

„Dieser David hat mich an die Stirn getroffen,"

rief Marcial; „ich bitte um Pardon, flehe um Gnade und Verzeihung, nehme meine Zuflucht zur Amnestie und verlange Nachsicht. Es thut mir leid," fuhr Marcial fort, indem er sich zu Reina wandte, während Flora dem neugierigen Fabian ihre Geschichte wiederholte, „es thut mir leid, daß ich Dir mit meiner Nachricht, der Würdige würde nicht kommen, Verdruß gemacht habe, und dies umsomehr, da Du seit einiger Zeit immer so zerstreut bist, sowie ich aber von dem Würdigen rede, gleich weißt Du, wem es gilt."

„Aber, Marcial, wenn ich denn durchaus wissen soll, wer der Würdige ist, so weiß ich doch nicht, was an dem liegt. Mir liegt jetzt nur daran, daß Du zum Henker gehst."

„Der Würdige, oder der sich für würdig hält, dieser Tiburcio Civico, dieser widerwärtige Socialist, der mir Deine Neigung entzogen hat, für den Du auf eine unbegreifliche, unerklärbare, unzurechtfertigende Weise eingenommen bist."

„Was sprichst Du da, Marcial?"

„Daß es Neigungen und Geschichten giebt, die man von Polizeiwegen einsperren sollte. Mir, Marcial, einen Menschen vorziehen, einen kleinen . . ."

„Was vorziehen hin, vorziehen her, ich sage Dir offen, wenn ich die Wahl zwischen Euch Beiden hätte, ich nähme keinen."

„Also Du hast ihn nicht mit Antony angeredet?"

„Ich? Wo hast Du wieder solchen Unsinn aufgelesen? Habe ich ihn doch nie anders als einen erbärmlichen, verdrehten Wicht genannt."

Wie Marcial dies hörte, sprang er plötzlich auf. Ich muß, sagte er bei sich, dem Fabian mittheilen, was dieser schlaue Fuchs, der Genaro, für ein lügnerischer, unwahrer, ungereimter Mensch ist.

Kaum hatte sich Marcial entfernt, so trat Genaro ein und begrüßte Reina.

„Ich theile Ihr Gefühl," sagte sie mit triumphirender Miene, wie sie derjenige annimmt, der seinem Gegner eine Kränkung anthun kann.

„Das glaube ich nicht," versetzte Genaro.

Reina, die inzwischen mit Flora ein Gespräch angeknüpft hatte, wandte rasch ihren Kopf um und fragte:

„Weshalb?"

„Weil Sie weder für sich noch für Andere fühlen können."

„Vielen Dank. Was Sie da sagen, ist, wenn man es nachsichtig beurtheilt, eine Grobheit."

„Ja, so pflegt man nämlich die Wahrheiten zu benennen, die man nicht hören will."

„In der That," rief Reina stolz, „ich möchte wissen, weshalb Sie in dem Wahne leben, daß Sie Einsicht in mein Inneres haben?"

„Sie mögen so reden, weil ich nicht schmeichle wie diejenigen, welche Ihren Hof bilden und es Ihnen deutlich darthun, daß sie Muster der Langeweile sind; ich setze nicht das ganze Straßenvierel durch Musik in Aufregung, wie der Oberst Astorga; ich seufze nicht wie der Graf von Navia; ich magere nicht auf solche Weise ab, daß ich mich für Geld sehen lassen könnte, wie das Villamariner Chamäleon, das da meint: esch hätte noch kein härteresch Eischen gefunden, als dasch Herz der Arischtokratinnen, und ich singe nicht mit Ihrem lorbeergekrönten Dichter:

Königin von allen Herzen,
Du flößest solche Treue ein ...“

„Schweigen Sie, schweigen Sie sofort!“ rief Reina glühend wie der Feldmohn; „wenn Sie noch eine einzige Silbe dieses lächerlichen Gedichtes wiederholen, so wahr ich Reina heiße, so ...“

„Nun? so?“ fragte Genaro kaltblütig, indem er sich ihr zur Seite setzte.

„So verbiete ich Ihnen das Haus.“

„Dadurch würden Sie beweisen, daß Sie eine despotische Königin sind, und Sie würden das Gedicht Marcial's Lügen strafen; denn wenn Sie sich so benehmen, können Sie nicht solche Treue einflößen, daß die Vasallen sind dagegen, heißt es, ihr sollt frei jetzt sein.“

„Genaro, ich rufe meine Mutter!“ rief Reina.

„Was giebt es? Weshalb zanken Sie sich?“ fragte Marcial, der sich umgewandt hatte, als er Reina so laut sprechen hörte.

„Marcial, das ist eine solche Gelegenheit, wo „Sie sagen können: Friede, Ihr Herren, Friede!“ meinte Flora.

Genaro aber erwiederte Marcial: „Es handelt sich darum, daß Reina verlangt, Dein Gedicht auf sie möchte gedruckt werden; dagegen habe ich erklärt, es wäre ein zu übertriebenes Verlangen, daß ihr beide gleich so glänzend hervortreten solltet; darüber ist Reina gegen mich böse geworden.“

„Ich finde es natürlich, daß sie es übel genommen hat,“ versetzte Marcial, „denn ich sehe nichts Uebertriebenes in diesem Verlangen.“

„Siehst Du denn nicht,“ sagte Reina leise zu Flora und trocknete sich eine Thräne der Wuth, „siehst Du denn nicht, wie er mich reizt, wie er mich behandelt, mit welcher Unverschämtheit er mich zu beruhigen sucht, mit welcher Heimtücke er mich ärgert, und dabei lacht er, als wenn das gar nichts wäre? Kann man so etwas ertragen?“

„Und weshalb kümmerst Du dich um ihn? Weshalb läßt Du dich mit ihm ein?“ versetzte Flora. „Giebt es denn nicht noch hundert Andere, die für Dich durch's Feuer gehen würden?“

„Aber er sucht mich ja selber auf.“

„Das ist nicht andem. Als er Dich begrüßte, jagtest Du dein Hündchen fort, welches auf dem Stuhl neben Dir eingeschlafen war, damit nur ja Genaro neben Dir Platz finden sollte."

„Das habe ich in der Zerstreuung gethan. Um diesen Fehler wieder gut zu machen, werde ich, da er sich bereits gesetzt hat, aufstehen. Komm' zum Piano und singe ein Lied.

Beide Mädchen standen auf und gingen leicht und schwebend wie zwei Nymphen durch's Zimmer. Flora setzte sich an's Piano.

„Wohlan, Ihr Krieger der Hebe," sagte Marcial, „zeigen wir, daß uns die Schönheit anzieht, der weibliche Magnet, der Strom der Eleganz, der Reiz der Anmuth. Wohin Reina geht, folgt ihr ihr Hof, wohin Flora geht, folgen ihr die Schmetterlinge."

Flora sang; Marcial hatte keinen Gefallen an der Musik und noch viel weniger konnte er still sein; er sagte daher halblaut zu Genaro:

„Du Antipode der Wahrheit, Gegensatz der Offenherzigkeit, Feind des Freimuthes, Lieblingssohn der Lüge, wie konntest Du mit diesem Ernst, aller Falschheit voll, behaupten, daß Reina Tiburcio Civico mit Antony angeredet hat?"

„Schweige, Marcial, es wird gesungen."

„Ich will nicht schweigen, schlauer Fuchs; denn ich

würde selbst im Congreß nicht schweigen, wenn man die Glocke läutete, und wäre diese so groß wie die zu Glasgow."

„Zu Moskau!"

„Zu Glasgow!" bekräftigte Marcial. „Ich werde es doch wohl wissen? Glaubst Du etwa, daß Du mit dem Engel des Schweigens sprichst, wie Lagrimas von Fabian genannt wurde? Ich bin fest überzeugt, daß er diese Bezeichnung einem seiner französischen Dichter entnommen hat."

„Ja wohl," sagte Genaro, „er hat sie von Paul de Kock."

„Ich hatte also recht; nur wußte ich nicht genau, ob es Paul de Kock oder Lamartine war. Also, mein Sohn, es begab sich, es kam der fürchterliche Augenblick, Silvia von mir geschieden, wie Hartzenbusch in seinen Liebenden von Teruel sagt."

„Arriaza sagt es in seinem Gedicht."

„Hartzenbusch in den Liebenden von Teruel," bestätigte Marcial. „Da Du die Heuchelei selber bist, vollkommener Machiavell, so zeigst Du keinen Schmerz auf Deinem jugendlichen Antlitz."

„Du sprichst auf Grund falscher Voraussetzungen und irrst Dich, untrüglicher Marcial."

„Ich irren! Das Beschlagen*) überlasse ich meinem Freunde Tiburcio. Nein, nein, ich nehme mein Wort zurück: ein Wortspiel auf Kosten eines Freundes ist unschicklich, unziemlich, unzart; also ich habe nichts gesagt. Ich opfere die Freundschaft keinem Scherz, das kann nur ein Franzose thun, und ich bin ein Spanier nach allen vier Seiten wie die Lonja."

„Marcial, hörst Du denn nicht, daß man singt?" sagte Reina kalt, denn ein Theil ihres Tadels traf ja Genaro. „Das Plaudern, während man singt, beweist nicht bloß einen schlechten Geschmack, sondern auch Mangel an Erziehung."

Flora hörte auf zu singen, weshalb Marcial entgegnen konnte:

„Verzeihe, Cousine, es geschah aus Zerstreuung; übrigens bin ich ein viel zu „positiver" Mensch, als daß ich ein Musiknarr sein könnte."

„Marcial," rief Fabian, „Du fängst sehr früh an, positiv zu werden. Mir ist schon das jugendliche, rachitische Wort zuwider, das den, welcher es ausspricht, schwer büßen läßt."

„Bedenke, Du Anhänger des Ideals, daß ich auf

*) Errar irren, herrar beschlagen, klingen im Spanischen gleich.

dasselbe verzichten muß, da ich Deputirter werden will; ich muß die Pfade des Parnasses aufgeben wegen der Vicinalwege, die Kultur der Musen wegen der Landeskultur, die Begeisterung wegen der parlamentarischen Kämpfe, das Singen wegen des Redens. Aber sehe doch einer einmal: ist es möglich, daß Dir, dem Dichter, die Musik gefällt, die stets die Verse verstümmelt?"

„Weshalb soll sie mir nicht gefallen, Marcial?" antwortete Fabian mit Nachdruck. „Die Prosa ist die Sprache des Verstandes, die Poesie die der Seele und die Musik die des Herzens. Anstatt die Verse zu verstümmeln, ist die Musik für die Gedanken, was der Ausdruck für das Antlitz. Die Musik ist gleichzeitig Ahnung und Erinnerung aller unserer Freuden und aller unserer Leiden; in ihr durchdringen sich unsere körperlichen und geistigen Empfindungen; das Ohr vernimmt und die Seele empfindet."

„Nun, mein Sohn, mir ist die Musik zuwider, denn sie ist nicht allgemein verständlich; was man im Singen sagt, ist nicht bestimmt, nicht deutlich. Wäre ich der Cerberus gewesen, Orpheus hätte ruhig sein Weib Berenice holen können."

„Eurydice," berichtigte Fabian.

„Berenice," bestätigte Marcial, und fügte halblaut hinzu: „Zum Henker mit Deiner Schulmeisterei!"

„Singen Sie doch noch einen Vers des Liedes,"

sagte inzwischen Genaro zu Flora, die am Piano sitzen geblieben war, während er sich auf die Lehne ihres Stuhles stützte. „Vielleicht singen Sie uns das Gedicht, mit welchem Marcial Reina besungen hat; es kann nach derselben Melodie vorgetragen werden.“

„Nein, nein,“ erwiederte Flora und lachte. „Reina hat auf ihr Königreich verzichtet, ohne auf die Treue, welche sie einflößt, Rücksicht zu nehmen; es erregt ihr Bedenken, daß sie das Licht verdunkelt, und sie will nicht Anlaß zu seltsamen Anomalien geben. Lieber singe ich folgendes Liedchen:

Wer von den Liebenden
Duldet mehr Schmerzen,
Der fortgewandert ist,
Oder der blieb daheim?“

„Flora,“ sagte Genaro, „eine englische Schriftstellerin*) hat behauptet, daß die Erinnerungen an die Vergangenheit nur die Freuden der Gegenwart verbittern. Singen Sie, Flora, singen Sie; denn Sie passen so für den Gesang, daß Sie eigentlich nichts anderes thun sollten. Singen Sie mit dieser Stimme, die wie ein Pfeil in's Herz dringt.“

„Was ist das Herz? Wissen Sie es vielleicht?“ fragte Reina, die sich zwar mit Andern unterhalten, aber

*) Mistreß Trollope.

kein Wort von dem Gespräch zwischen Flora und Genaro verloren hatte.

„Da die Herzen nicht meine Vasallen vorstellen, so kann ich auch nicht wissen, was sie sind; anders ist es mit der Königin derselben," versetzte Genaro.

„Marcial, Marcial!" rief diese vor Zorn flammend, „wenn Du wieder ein Gedicht auf mich machst, sind wir für immer geschiedene Leute; ich will nicht, daß man mich besingt, ich will nicht, daß man mich feiert; in Gedichten zu erscheinen ist schlimmer, als an einem Schandpfahl ausgestellt zu werden."

„Wenn alle schönen, lieblichen, reizenden und hübschen Mädchen wie Du dächten," entgegnete Marcial, „so würden die Dichter nicht aus, nicht ein wissen, und am Ende die alten, die bejahrten, die hinfälligen, die greisen Frauen besingen müssen."

„Das war vernünftig gesprochen," sagte Genaro zu Reina, während Marcial noch mitten in seiner Erörterung war; „die Frauen müssen nur denen schön erscheinen, von denen sie geliebt werden."

„Freilich, deshalb lieben Sie die arme Lagrimas, weil sie vor Ihrer Selbstsucht in ihr nichts versinken muß."

„Deshalb!" bestätigte Genaro.

„Allein ihr Vater, der ihr Verhältniß zu Ihnen in Erfahrung brachte, ist wüthend," sagte Reina mit trium-

phirendem Uebermuth, „und um dasselbe aufzuheben, hat er sie mit sich fortgenommen; Sie können daher Lagrimas zu den Todten zählen.“

„Nie habe ich geglaubt, daß sie noch längere Zeit zu den Lebenden zu zählen sein möchte,“ entgegnete Genaro ruhig; „die Arme wird wohl kaum noch ein Jahr durchmachen.“

„Herr Jesus! und das können Sie so ohne alles Mitgefühl sagen?“

„Wie man eben Dinge sagt, die man vorhersieht.“

„Sie lieben sie also nicht?“

„Ich liebe sie wie eine Schwester.“

„Sie hatte einen andern Glauben.“

„Das thut mir leid.“

„Das ist schändlich.“

„Was soll ich denn nach Ihrer Meinung thun? Soll ich wie ein Held aus einem Zaubermärchen die Fee aufsuchen, die das Elixir eines langen Lebens spendet, soll ich die Homöopathie studiren oder dem Patriarchen Methusalem ein Gelübde thun?“

„Was Sie da sagen, verdient keine Antwort. Sie haben ein Herz von Marmor; Sie sind ein Nero, ein Ungeheuer.“

„Als solches erschien ich Ihrer Freundin nicht.“

„Weil dieselbe Sie nicht so gründlich kannte wie ich.“

„Aber noch tiefer unter dem, was Sie Grund nennen, giebt es Dinge, die Sie nicht kennen.“

„Das mögen schöne Dinge sein, da Sie sie so tief verbergen.“

„Ich verberge sie nicht etwa, weil sie schlecht sind, Reina.“

„Nun, weshalb denn sonst?“

„Weil es mir gefällt, sie verborgen zu halten.“

„Nun, es wird wohl noch Jemand sie ausfindig machen und uns dann mit den entdeckten Geheimnissen eine Unterhaltung verschaffen.“

„Würden Sie einen solchen Jemand ausfragen?“

„Ich? ich bin viel zu stolz, um neugierig zu sein.“

„Oder vielmehr eine viel zu große Egoistin, als daß Sie sich um etwas anderes als Ihr liebes Ich kümmern sollten.“

„Sehe doch Einer den Genaro; der hat es allein mit Reina zu thun!“ sagte Marcial zu Flora. „Ich wette, daß diese lange Audienz unserer Souveränin höchlichst zuwider ist.“

„Das glaube ich nicht,“ versetzte Flora, „ich glaube nicht einmal, daß es nöthig ist, hinzuzutreten und ihnen jetzt noch zuzurufen: Friede, ihr Herren, Friede!“

„Bist Du eifersüchtig, Marcial?“ fragte Fabian.

„Herr Jesus! Wie ein Petrarca.“

„Ein Tetrarca, Marcial.“

„Ein Petrarca, mein altkluger Herr. Ich weiß recht gut, was ich sage; aber das ist mit diesem guten Burschen nicht der Fall, der übrigens nicht genug Bosheit besitzt, auch sonst nicht dazu angethan ist, mich beleidigen zu können. Indeß ergreift das Feuer erst das Werg, so wird der Teufel es schon anfachen. Ich werde ihn an seine Geliebte erinnern, so schlage ich zwei Fliegen mit einer Klappe. Indem ich die Unterhaltung abbreche, gebe ich den Gedanken eine andere Wendung."

„Genaro," fuhr er demgemäß fort, „wo wird sie sein? was wird sie jetzt machen, das sanfte Wesen, das unter uns wie eine weiße Blume ohne Dornen blühte, und die wie ein Duft erscheint, wenn wir uns ihrer erinnern?"

„Ei," sagte Reina, „so lange sie hier war, hast Du kein Aufhebens von ihr gemacht und jetzt schreitest Du auf den Stelzen schöner Worte einher, um sie zu feiern."

„Es ist ein retrospektives Interesse," versetzte Marcial, „mich interessirt . . . Sie schien immer jenes ostindische Sprüchwort im Munde zu führen: Es ist besser zu sitzen, als zu stehen, zu liegen, als zu sitzen, und todt zu sein, als zu liegen."

„Liebliche Blume der Tropen!" fügte Fabian hinzu und schaute dabei in's Ungewisse, als wollte er mit seinem dichterischen Geist die Bilder festhalten, die seine Phantasie oder die Erinnerung in ihm hervorriefen.

„Du bist verbannt aus Deiner waldreichen, glühenden Gegend, aber Du bewahrst noch immer etwas von den seltsamen Räthseln jener Wälder, und Du welkst dahin auf fremdem Boden, denn Du findest kein Warmhaus, das Dich gegen die Dich umgebende Kälte schützen könnte.“

„Gut gesagt, Fabian,“ sagte Flora. „Die Aermste! Schleppt nicht dieses Ungeheuer von Vater die Blume mit sich nach einer Eisgrube? Tyrann, Henker, Mörder!“

„Ei, ei,“ sagte Reina zu Genaro, „jetzt fehlt nur noch, daß Sie den vierten Vers zu diesem Lobgedicht machen.“

„Ich werde ihr denselben schreiben,“ sagte Genaro halblaut.

„Da thuen Sie wohl daran. Wenn Sie die Adresse nicht wissen, so werde ich Ihren Brief in den meinigen einschließen,“ sagte Reina, und that dabei, als wenn dies für sie die gleichgültigste Sache von der Welt wäre.

„Ich werde ihn morgen bringen,“ erwiederte Genaro.

„Natürlich,“ fügte Reina hinzu, „muß ich ihr doch schreiben, damit sie erfährt, welche Bedeutung sie einem solchen Briefe beizulegen hat.“

„Wenn Sie nur im Stande wären, die Liebe zu begreifen, da Sie nicht im Stande sind, sie zu empfinden, so würden Sie selbst wissen, daß Sie sich eine vergebliche Mühe machen.“

„Und weshalb?"

„Weil, Reina, die Stimme des Mannes so gewaltig ist für das Weib, welches ihn liebt, daß sie auf keine andere hört."

„Was für eine Albernheit!"

„Es ist keine Albernheit, Reina. Der Mann kann es sich nicht als sein Verdienst anrechnen, es ist die Macht, welche die Liebe auf das Weib ausübt, das Gott erschuf, damit es den Mann glücklich mache. Von alle dem wissen Sie freilich nichts."

„Ich verlange auch nicht darnach."

„Sie sind eine Amazone."

„Nein, denn ich kämpfe nicht, ich verschmähe blos."

„Damit erwirbt man die Seligkeit," versetzte Genaro.

„Womit, Don Theologe?" fragte Marcial, indem er herantrat.

„Mit Geduld," antwortete Genaro.

Drittes Kapitel.

Februar 1848.

Am andern Abend brachte Genaro den besagten Brief an; Reina nahm ihn und steckte ihn zu sich, während er ihr mit der größten Gleichgültigkeit übergeben wurde. Zwar überwältigte ihr Herz ein bitteres Gefühl, von

welchem sie sich keine Rechenschaft abzulegen vermochte, das jedoch eine unendliche Menge widerstreitender Empfindungen in ihr hervorrief.

In der höchsten Aufregung schloß sich Reina an jenem Abend in ihrem Zimmer ein, nachdem sie den Hoffnungen Marcial's die Köpfe kurz und klein abgeschnitten hatte. Allein wie die der Hydra wuchsen diese Köpfe immer rasch wieder, und wucherten, gleich Pflanzen, um so üppiger. Sie sah nun, daß der Brief offen war und sie begann zu überlegen.

Der deutsche Dichter Müllner sagt in seinem berühmten Trauerspiel, „die Schuld“:

Wenn die That noch ist Gedanke,
Ist sie nicht. Ist sie gescheh'n
Tief im Dunkel, unbelauscht,
Ist sie auch nicht, wenn die Brust
Und der Mund sie kann bewahren.
Sieh', das ist der Hölle Schlinge!
Weil der Mensch Gedankensünden
Zu verschweigen hat die Macht,
Lockt's ihn, daß er sie vollbringe,
Wähnend, in des Busens Nacht
Könn' er das Gescheh'ne binden.

Wenn wir hier eine erhabene Stelle aus einem Trauerspiel bei so einfachen und alltäglichen Begebenheiten, wie wir sie schildern, anführen, so geschieht dies deshalb, weil im Leben Thaten vorkommen, die für ganz natür-

lich gelten und es doch nicht sind. Wenn man einen Brief, der für einen Andern bestimmt ist, beaugenscheinigt oder gar liest, so ist dies nicht blos unehrenhaft und unwürdig, nein, es ist ein Verbrechen, eine Infamie.

Junge Leute kennen dies viel zu wenig, auch prägt man es ihnen ungenügend ein. Es giebt Regeln, die die Mütter ihren Kindern mit größerem Eifer beibringen müßten als die heilsame Medizin, die sie aus einer tödtlichen Krankheit erretten soll, Regeln, die die Kinder aus dem Innersten der Mütter erhalten müßten, um ihr Herz zu nähren, wie die Muttermilch ihr Leben erhält. Die Achtung vor fremdem Geheimniß ist eine dieser Regeln, deren Befolgung durchaus nichts Puritanisches, nichts Uebertriebenes an sich hat. In der Jugend läßt man sie unbeachtet, ja man hält ihre Nichtbeobachtung für einen bloßen Scherz. So leichtsinnig sollte man über diesen Gegenstand nicht urtheilen, er ist hochwichtig und daher keineswegs mit Gleichgültigkeit zu behandeln.

Reina, von einem unrechtlichen Verlangen hingerissen, gedachte den Brief zu lesen, der nicht an sie gerichtet war; allein der spanische Charakter besitzt einen angeborenen Adel, und obwohl Reina keine festen Grundsätze besaß, so trat sie doch vor dieser unwürdigen Versuchung mit Abscheu zurück. Aber sie wurde wieder schwankend, denn sie war allein, und die Nacht hielt alle Zeugen

fern; sie wurde schwankend, denn der Brief war ja offen; was kümmerte es ihn, ob er gelesen wurde? Sie wurde schwankend, denn der Brief konnte es ja nicht verrathen, daß sie hineingesehen; sie wurde schwankend, denn der böse Geist flüsterte ihr zu: die That würde ebenso verborgen bleiben wie der Gedanke. Reina gab jedoch erst nach, nachdem sie folgende einfache, aber sophistische Betrachtung angestellt hatte: Wäre Lagrimas hier, sie, die nichts verborgen hielt, sie würde mir ihn ganz gewiß zeigen; ich werde ihr also schreiben, daß ich ihn gelesen habe, sie wird deshalb nicht böse werden.

Nachdem sie also einmal den Entschluß gefaßt hatte, trat sie an den Tisch, faltete mit fester Hand den Brief auseinander und las:

„Da ich weiß, daß Sie diesen Brief lesen werden, so wende ich mich an Sie, Reina.“

Reina erschrak und wurde ganz verwirrt.

„Der Unverschämte!“ rief sie unwillig. „Welche Frechheit! Aber was kann er mir zu sagen haben?

„Haben Sie je glauben können, Reina, daß ich eine andere als Sie liebte oder zu lieben vermöchte? Ich habe den Schatten des hohen Baumes gesucht, um, in demselben verborgen, die Höhe seiner Aeste zu messen, die Tiefe seiner Wurzeln zu ergründen; das habe ich gethan.“

Er liebt mich! rief Reina, indem sie ihrem Triumph,

aber nicht ihrer hohen Freude Rechnung trug. Und als ob das Papier ihre Gedanken erriethe und sie bestätigte, fuhr der Brief fort:

„Ich sage deshalb noch nicht, daß ich Sie liebe. Alles in mir, Reina, ist meinem Willen unterworfen und muß sich von ihm zügeln lassen. Wie der kluge Seefahrer sich nicht in eine Bucht wagt, bis er die Ueberzeugung gewonnen hat, daß sie keine Klippen enthält, so werde ich Sie, Reina, erst dann lieben, wenn ich sicher weiß, daß meine Liebe Gegenliebe findet; erst dann, Reina, werde ich Sie lieben, wie Sie es verdienen, denn ich allein weiß Ihren Werth zu schätzen und Sie mit der Liebe zu lieben, die der von Ihnen eingeflößten würdig ist. Dann wird es eine Liebe sein, gegen welche alles, was ich sonst bin, alle Kräfte meiner Seele, mein ganzes unbedeutendes Leben nichts gelten; denn ich liebe nicht Ihre Schönheit, wie Marcial, nicht Ihre Klugheit, derentwegen Sie Fabian lieben könnte, ich liebe Sie, weil Sie schwer zu fassen sind, wie der Aal, und schwer festzuhalten wie die Schlange; ich liebe Sie, weil das einen Triumph erlangen, in einem Kampf ausharren heißt."

„Aber, Reina, mit derselben Offenherzigkeit, mit der ich Ihnen dies sage, füge ich hinzu, daß ich Sie nicht um Ihre Liebe wie um eine Gnade bitte, da ich Ihnen dagegen die meinige darbringe. Ich verlange nicht, daß

das Weib, welches mich liebt, seine Augen zu mir erhebt und mich anschaut wie Lagrimas, noch daß sie auf mich herabsieht, wie Sie glauben, es bei denen thun zu können, die Ihnen ihre Liebe weihn."

Das kann man gar nicht lesen, rief Reina, und warf den Brief fort. Solch ein Hochmuth! solche Unverschämtheit! solche Frechheit!

Reina, deren Wangen glühten, deren Augen vor Wuth flammten, ging mehrmals im Zimmer auf und ab, legte ihre weiße, kalte Hand auf ihre brennende Stirn und löste ihr schönes Haar, welches wie ein Sammetmantel in herrlichen Falten über ihre Schultern herabfiel. Nach einer Weile setzte sie sich jedoch wieder und fuhr fort zu lesen:

„Das Weib, welches ich liebe, Reina, muß auf gleicher Höhe mit mir stehen, und wir müssen uns Auge in's Auge sehen können gleich Wesen von demselben Werth, von derselben Entwickelung. Das Weib, welches ich liebe, muß das Ich vergessen, jenes Ich, welches Sie vorn auf der Stirn tragen, wie die Göttin, welche den Morgen darstellt, ihren Stern; jenes Ich Reina muß vor dem Du erblassen, wie jener Stern vor der Sonne erblaßt."

Mit welcher Unverschämtheit macht sich dieser anmaßende Mensch geltend, rief Reina; er glaubt würdiger wie alle Uebrigen zu sein. Aber freilich, es verhält sich

so, fügte sie langsam und scheu hinzu, er ist würdiger. Ist es denn Hochmuth, wenn man sich seines Werthes bewußt ist? Ist es Prahlerei, wenn man selbst die eigene Kraft anerkennt? Wie viele wollen ihm nachahmen und machen sich dadurch nur lächerlich. Er kämpft, da seine Waffen glänzend und erfolgreich sind, allein nicht deshalb muß er siegen; will er ja keine Gnade, will er ja triumphiren. Noch weiß er nicht, wie es ausschlägt, ob er die Segel streichen und das Unternehmen aufgeben soll.

Nach einer Weile fügte das junge, von den verschiedenartigsten Gefühlen aufgeregte Mädchen hinzu: Ja, ja, er wird zu lieben wissen wie keiner, er wird im Stande sein, die Liebe zu würdigen, zu verschönern, zu verherrlichen und zu verewigen, die Marcial verschlingt und Fàbian vergeudet. Genaro erscheint die Liebe als ein Gefühl, als eine Essenz, die ihren kräftigen Inhalt bewahren, den Andern ist sie ein Räucherkerzchen, welches verbrannt nur todte Asche zurückläßt.

Reina nahm den Brief wieder in die Hand und las:

„Beeilen Sie sich nicht, Reina, mir zu antworten, auch fällen Sie kein leichtsinniges Urtheil, denn dies würde unvermeidlich zur Folge haben, daß ich auf meine Bewerbung verzichtete.“

Was soll das? rief Reina, und schon wollte sich ihrer wieder der Zorn bemächtigen.

„Die kleine Silbe," so las sie weiter, „Ja oder Nein werde nicht in die Luft gesprochen, damit sie dort, gleich den Tönen Ihres Piano, verhalle; bedenken Sie wohl, was Sie thun, damit Sie nicht dereinst das Ja bereuen oder damit nicht das Nein Ihnen Kummer macht.

Genaro."

Dieser Brief ist ein Meisterwerk von Frechheit und Unverschämtheit, sagte Reina schmerzlich bewegt; ich habe Lust, ihn meiner Mutter zu geben. Doch nein, das geht nicht; sie würde ihm sagen, daß er sich nie wieder bei uns sehen lassen soll. Es ist besser, ich gebe mir den Anschein, als wenn ich ihn gar nicht gelesen hätte. Herr Jesus! das geht aber ebenso wenig; denn wenn ich ihn nicht las, mußte ich ihn ja an Lagrimas senden, und das ist rein unmöglich. Welche perfide Schlauheit! indem er mir den Brief offen übergab, hat er mich zwischen Thür und Angel gestellt. O, hätte ich ihn doch nicht gelesen!

Während dieses Selbstgesprächs kämpften in Reina eine heftige Liebe und ein unermeßlicher Stolz, aber diese beiden Gefühle sind zugleich so selbstsüchtig, daß sie auch nicht mit einer leisen Erinnerung des armen, unglücklichen Geschöpfs in der Ferne gedachte, welches inzwischen in seinem Herzen, wie in einem Tabernakel, die zärtlichste, heiligste Liebe und Freundschaft bewahrte. Das

lesen wir nun hier gedruckt, und es rührt uns, wir sehen es aber täglich vor unsern Augen vorgehen, und es läßt uns kalt. Haben wir mehr Theilnahme für die Leiden, welche unsere Einbildungskraft uns schildert, als für diejenigen, welche die Wirklichkeit uns zeigt? Es ist wahrscheinlich, sind ja auch in unsern Träumen unsere Empfindungen viel lebhafter und kräftiger.

Reina schlief in jener Nacht nicht, und als der grauende Tag die Vögel erweckte, die, einer nach dem andern, sich vor ihrem Fenster den guten Morgen zuzwitscherten, schrieb Reina, bleich und matt, stolz und unter Thränen, folgende Zeilen unter den Brief Genaro's:

„Ja, ich habe den offenen Brief gelesen; ich war neugierig zu sehen, wie ein Falscher ein vertrauendes Wesen täuscht. Sie haben viele Saiten auf ihrer Guitarre, allein keinen Ton, der zu meiner Stimme paßte."

Am Abend war Reina stolzer wie je und übergab den Brief Genaro; dieser nahm ihn, setzte sich zu einem L'Hombretisch und verließ die Gesellschaft zur gewohnten Stunde.

Zu Hause las er Reina's Zeilen.

„Erster Schuß," sagte er, „doppeltes Pulver und glühende Kugel. Ziehen wir uns zurück, denn ein Rückzug zur rechten Zeit ist vortheilhafter als ein unzeitiger Angriff. Beziehen wir die Winterquartiere; abwarten!"

Jenaro besuchte das Haus der Markise nicht mehr, trotz seiner anscheinenden Seelenruhe bemächtigten seiner Verzweiflung und Wuth, während Reina die hte durchweinte und ihre Thränen zu verbergen)te.

Einige Zeit darauf erhielt sie einen Brief aus Cadix genden Inhalts:

„Königin (Reina) meines Herzens! Ich habe Dir icht früher geschrieben, denn als ich hier ankam, unter=ag ich wieder einem meiner Anfälle, der mich an die Pforten des Todes brachte. Obgleich die Krankheit in ihrer Heftigkeit nachgelassen hat, so befinde ich mich doch och nicht wieder ganz wohl, und der Arzt meint, daß der Aufenthalt hierselbst mir schlecht bekommt; ich glaube jedoch, daß ich noch immer nicht die Trennung von Euch verwinden kann.

Was soll ich Dir von meiner Reise erzählen? Schon die Erinnerung an dieselbe flößt mir Entsetzen ein. Als das Schiff den Fluß verließ, begann es seinen Kampf mit den Wogen; sie stürmten daher auf seine Seiten, als wollten sie deren Höhe messen, und wie ich mich mitten unter diesen Treulosen erblickte, ohne eine andere Stütze zu finden, als daß ich mich im Gleichgewicht zu halten versuchte, da glaubte ich, vor Angst sterben zu müssen. Und dabei waren sie gar nicht so übermächtig, sie waren kurz und niedrig, aber sie schäumten sehr und schienen,

wie eine Heerde Schafe vor dem Wolfe, so vor dem Landwinde zu fliehen. Ich dachte bei mir, Reina, wie doch der Mensch, ohne dazu berufen zu sein, die Elemente herausfordert, und ich zitterte; denn die Verwegenheit ist keine Tugend, sie ist ein Frevel. Man muß nicht die Gefahr aufsuchen, sondern ihr ausweichen.

Um mir Muth zu machen, könntest Du sagen, Reina, daß Cadix hübsch ist; Du hast es noch nicht besucht. Denke Dir viele Steine, viel Eisen, hohe, in geraden Linien wie die Soldaten aneinander gedrängte Häuser, düstere Mauern, welche mit ihren Kanonen, wie mit drohenden Augen auf die, so sich ihnen nahen, herabsehen, das ist Cadix, ein großer, vom Meer umschlossener Kerker. Da ich fast noch gar nicht ausgegangen bin, so habe ich auch noch kein grünes Laub gesehen, was mich daran erinnert hätte, daß die Erde Blumen hervorbringt. Nur auf einem Balkon des mir gegenüberliegenden Hauses öffnet eine entlaubte Osterluzei*) ihre rothen Blüthen, die wie blutende Wunden an einem erschöpften Körper aussehen. Man hat mir gesagt, daß diese Pflanze verblutet und abstirbt, wenn sie verletzt wird. Ich glaube, daß auch mein Herz all sein Blut verliert ob der Wunde, die ihm die Trennung von Euch geschlagen hat.

---

*) Ob Aristolochia grandiflora?

Am Tage unterhält mich der Anblick der Wolken, mag gleich die heitere Flora darüber lachen, der ich ihren frohen Sinn und noch mehr das Glück beneide, an Deiner Seite leben zu können; mich entzückt es, wenn ich sie am Himmel dahinziehen sehe, während sie sich zu so phantastischen Bildern gestalten. Ich habe bemerkt, daß es unter ihnen gute und böse giebt; die guten ruft die Sonne zu sich und sie steigen so hoch, bis sie uns aus den Augen entschwinden; die andern züchtigt sie und jagt sie zur Erde hinab, wo sie weinend niederfallen.

In der Nacht aber, Reina, da kann ich nicht schlafen, denn meine Schwäche hat mir auch noch den wenigen Schlaf geraubt, dessen ich mich erfreute. Die Angst preßt meine Brust zusammen, als wollte mir der Athem ausgehen. Du, Reina, weißt nicht, was Angst ist. O, möchtest Du es nie erfahren! Die Angst, Reina, ist ein Todeskampf der Seele, die sich nicht mit der Welt befassen will, sondern nach dem Himmel trachtet. Durch Alles wird sie hervorgerufen, vor Allem aber durch die Nacht und durch das Meer, und hier höre ich jede Nacht sein schreckliches Brüllen. Manchmal ist es so fürchterlich, daß ich glaube, das Meer empöre sich gegen die Allmacht Gottes, die ihm Grenzen setzt, denn nur Gotteslästerungen können so entsetzlich klingen. Dann wieder, wenn es nicht so übermüthig ist, rauscht es so traurig, daß ich mir einbilde, es habe irgend ein Leid und

beklage sich, weil es tief in seinem Schooße einen großen Schmerz birgt, und daß es deshalb so unruhig und sein Wasser so bitter ist. Meine arme Mutter wird es wissen, denn sie ruht in seinem Schooß! Meine Mutter! meine Mutter! Du einziges Wesen, das mich geliebt hat! denn Du, Reina, und er noch viel weniger, Ihr liebt mich nicht, wie ich Euch liebe, und ich tadle Euch deshalb nicht. Liebe gehört wie trauriger und froher Sinn zu den Gefühlen, die der Wille nicht hervorzurufen vermag, und es würde mich vergeblich anstrengen heißen, wenn ich es dahin bringen wollte, Euch weniger zu lieben, um dadurch den Schmerz über meine Trennung von Euch zu lindern. Er hat mir nicht geschrieben, Reina, und er hat recht daran gethan, denn ich darf ohne Bewilligung meines Vaters keine Briefe in Empfang nehmen, und wenn ich ihn um dieselbe ersuchte, würde er sie mir nicht ertheilen. Aber Du, meine Reina, weshalb hast Du mir nicht geschrieben? Weißt Du denn nicht, daß, wenn ich schon mit dem Tode ränge, mir das Leben wiederkehren würde, so wie ich einen Brief von Dir erhielte?

Reina, ich bitte Dich um Eines, schlage es mir nicht ab! Sei nicht so bitter gegen ihn und sei ihm gut mir zu Liebe; sage ihm von mir, daß wir die Zukunft in die Hände Gottes legen wollen und daß, während mir keine Hoffnung bleibt, ich doch einen lichten Punkt in

meinem Leben habe, wie man durch einen zwischen Wolken hervorleuchtenden Stern daran erinnert wird, daß es einen Himmel giebt.

Ihr seid Beide in mein Herz eingeschlossen wie zwei Engel, die es in seinen Leiden stützen.

Entschuldige meinen traurigen Brief; solltest Du es nicht selbst einsehen, daß er, da ich von Dir getrennt bin, nicht anders ausfallen konnte?

Lagrimas."

Nach einigen Tagen antwortete Reina ihrer Freundin:

„Ich bedaure recht sehr, meine Tochter, daß Du wieder einen Deiner Anfälle bekommen hast; wie würde es mich beglückt haben, hätte ich Dir hülfreich zur Seite stehen können. Ich hoffe, daß Du dich jetzt wohler fühlst, daß Dir ferner Cadix besser gefällt und irgend ein Cadixer mit recht hübschen Piastern, der eben deshalb, und nicht etwa, weil er Dir angenehm wäre, Deinem Vater gefallen würde, da ihm die hiesigen jungen Herren mit ihren leeren Taschen durchaus nicht zu behagen schienen.

Ich habe Dir nicht geschrieben, weil ich erwartete, daß Du es thun würdest, denn die da fortgehen, pflegen zuerst zu schreiben.

Du erzählst mir fast nur vom Meer und Du weißt doch, daß Du Deine Phantasie nicht mit dergleichen

Dingen beschäftigen sollst, da sie keinen günstigen Einfluß auf Dich äußern. Das Meer ist weiter nichts, als recht viel Wasser, und dieses ist höchst unvernünftig, denn es eilt dahin, wohin es der Wind treibt, und wenn man es nicht aufsucht, macht es Niemandem den Fuß naß. Mir wäre es lieber gewesen, wenn Du mir mitgetheilt hättest, ob Du den Herkules auf der Alameda gesehen hast, der so berühmt ist wegen seiner Häßlichkeit, und ob er, wie ich mir vorstelle, Deinem Vater ähnelt. Ein gewisser Jemand hat erfahren, daß dieser Sennor von ihm auf das Beleidigendste gesprochen hat. Da dieser Jemand sehr stolz ist, so wird es ihm nicht sehr angenehm gewesen sein; da er sich jedoch sehr gut zu verstellen weiß, so hat man keine Falte auf seiner Stirn erblicken können.

Die Trennung macht auf jeden einen verschiedenen Eindruck. Marcial ist durch dieselbe dergestalt für Dich begeistert worden, daß er Dich eine zarte weiße Blume ohne Dornen nennt. Wenn Du es wünschen, oder auch, wenn Du es nicht wünschen solltest, wird er an die hundert Verse auf Dich machen, und Du kannst sogar Deputirtin werden, wenn er Deputirter werden wird. Was mich anbelangt, so trete ich ihn Dir ab, ohne daß Du dich dafür bei mir zu bedanken hast. Mein geliebter Cousin kann zwar Deputirter werden, aber niemals ein Disputirter. Fabian hat soeben vom Rektor einen Verweis

bekommen, weil er das juristische Studium vernachläßigt; er hat sich damit getröstet, daß er die Faulheit besang. Er und Flora vergessen die Perle nicht, und sie hören auf zu lachen, sowie Deiner, der Abwesenden, gedacht wird.

Meine Mutter, Don Domingo und vor Allen ich, wir erinnern uns Deiner mit vieler Liebe. Lebe wohl, pflege Dich und empfehle uns nicht Deinem Vater.

Reina."

Welch' eine Lektüre für das arme Mädchen! zumal da dieser Brief das einzige Band war, welches es mit dem Leben verknüpfte! Nachdem sie ihn gelesen, sagte sie sich: Sind denn Liebe und Freundschaft nur in der Einbildung vorhanden? Nein, nein, sie sind keine Phantasiegebilde, denn ich fühle sie ja in meinem Herzen. Sind sie aber bei jenen vorhanden, sprechen sie sich dann in dieser Weise aus? Keines von beiden sagt, daß ihnen meine Abwesenheit leid thut. Sie sagt nicht, daß sie Verlangen tragen, mich zu sehen! Es ist ihr gewohnter spöttischer, scherzhafter Ton. Ich sehe, meine Abreise hat dort keine Leere zurückgelassen, meine Gegenwart keine Spuren. Weshalb liebt mich denn Niemand? . . Liegt die Schuld an mir? . . liegt sie an ihnen? . . Verdiene ich keine Liebe? . . Ist dies mein Loos? . . Ist es ein Fluch? Es ist eine mir überkommene Erbschaft, fügte sie

schaudernd hinzu, als sie im Hofe die Stimme ihres Vaters vernahm, der rauh einen Bettler fortjagte.

Lagrimas trat an das Geländer der Gallerie und erblickte ihre Wärterin, die stumpfsinnige Negerin, die nach der Aussage des Vaters wieder nach Amerika zurückgekehrt sein sollte, die er jedoch in der That als alt und unbrauchbar auf die Straße geworfen hatte. Eine Hand stützte sie auf ihre Krücke, die andere streckte sie nach ihrem Herrn aus, den sie dringend um eine Unterstützung anflehte.

„Franziska, Franziska, arme Franziska!“ rief Lagrimas, „warte, warte!“

Aber in diesem Augenblick warf ihr Vater lärmend die Hausthür zu.

Lagrimas besaß eine solche Scheu und eine solche Furcht vor ihrem Vater, daß sie es nicht wagte, der Negerin nachzugehen; sie floh in ihr Zimmer, wo sie einen heftigen Anfall von Asthma bekam.

Wie sie sich wieder erholt hatte, rief sie einen Galizier herbei, der die Gänge für das Haus zu verrichten hatte, und da sie kein Geld besaß — denn sie ging nie ihren Vater darum an, und es ihr aus freien Stücken zu geben, dazu war er nicht der Mann — so gab sie ihm ein Paar goldene Ohrringe, die ihrer Mutter gehört hatten, um sie der Negerin zu schenken, damit diese sie verkaufen und aus dem Erlös sich das Nöthigste be-

schaffen sollte. Da das arme Kind nur wenig aß, so schickte sie auch ihr Frühstück durch den Burschen der Negerin nach.

„Das Fräulein frühstückt schon besser," sagte die Dienerin zu Don Roque, „es scheint mir, daß sie sich erholt." Der zärtliche Vater hegte daher keine Besorgnisse, und obschon das arme Kind sich nur selten niederiegen konnte, sondern die Nächte auf einem Lehnstuhl sitzend zubringen mußte, obschon sie so abmagerte, daß die Knochen durch die feine, weiße, sie bedeckende Haut durchschimmerten, obschon der Arzt wiederholentlich darauf drang, sie von Cadix wegzunehmen, so hatte Don Roque immer nur die eine Antwort: „Wir wollen sehen."

Viertes Kapitel.

Juni 1848.

„Ein Brief?" fragte Genaro Marcial, als er sah, wie dieser so offen wie nur möglich ein Papier zu verbergen suchte. „Glücklicher Sterblicher, welkt eine Hoffnung Dir dahin, erblüht dagegen eine andere; kaum hat Deine freundschaftliche Begeisterung Dir eine bereits auf halbem Wege befindliche Eroberung gekostet, so picken bereits Andere gleich Hühnern die Eierschale durch; was

hast Du für einen glücklichen Stern! Du bist eine wahre Bruthenne."

„Er böte Azais Stoff zu einem weiteren Kapitel für sein Werk über die Compensationen," meinte Fabian.

„Ja, ich bin auch ein Franzose," sagte Marcial. „Strom Dauro, ich bin überzeugt, daß Du mir meine Stellung an der Bidassoa beneidest. Doch, da wir geographisch sprechen, wißt Ihr schon, daß ich an einer poetischen Geographie arbeite, um auf diese Weise Reina eine Wissenschaft beizubringen, die sie nicht kennt, nicht würdigt, nicht bewundert?"

„Sie wird wohl halb in Prosa, halb in Versen sein, wie Dumoustier die Mythologie Emilien lehrte?" fragte Fabian.

„Nein, ich habe nicht nöthig, mich eines Plagiats schuldig zu machen; ich bin original und bereit, diese ausschließliche Bezeichnung als Schriftsteller zu verdienen, die ja auch das besondere Kennzeichen der Sünde Adam's ist. Ich überlasse es Dir, Dauro mit französirtem Gewässer, Paul de Kock den Engel des Schweigens zu stehlen."

„Was sagst Du da, Marcial?" rief Fabian und lachte laut auf.

„Nichts, nichts, Vater Dauro, als daß ich mir kein X für ein U machen lasse."

„Wohlan, Marcial, gieb uns eine Probe Deiner

chen Geographie zum Besten," sagte Genaro; ı Du sie drucken lässest, so kannst Du dich im vor= überzeugt halten, daß ich subskribire. Fange mit n Vaterlande, Spanien, an."

Nun, so höret, lauschet, vernehmet und laßt Euch : Spanien ist eine Nymphe."

Holla!" rief Genaro.

Du wirst sie zwischen den Hörnern des Kampfstie= arstellen, wie man die andere Nymphe Europa zwi= den Hörnern des Stiers Jupiter erblickt," fügte n hinzu.

Schweig', Strom Dauro, singe Du Deine Ge= r in Schlummer und verwirre mich nicht. Der dieser schwarzbraunen, zierlichen Nymphe ist Ca= hr Herz Sevilla, ihr Magen Madrid."

Sehr gut, sehr gut," sagte Genaro, „und wo schlägst Deinen Wohnsitz auf?"

Willst Du oder soll ich schweigen?" versetzte Mar= ungeduldig. „Catalonien ist ihre rechte, Galizien linke Hand, da diese minder geschickt ist. Die a=Morena ist ein mächtiger Gürtel, von dem Gra= herabhängt, ein schöner, maurischer, mit Edelstei= edeckter Säbel. Valencia ist ein mit Blumen und ern gezierter Zweig, mit dem sie ihre rechte Seite ckt, Toledo die Gürteltasche, auf der das goldene pen der Nymphe prangt, die Pyrenäen sind der

grüne Saum ihrer Tunica. Heißt das nicht, der positivsten Wissenschaft einen poetischen Anstrich geben? Das ist die Gedächtnißkunst, welche die Deutschen erfunden, aber mit der sie noch nichts Großes geleistet haben, indem sie Gedanken durch Zeichen dem Gedächtniß einprägten; man nennt sie Mnemonik nach der Mnemosyne, der Göttin des Gedächtnisses, Mutter der Musen und ..."

„Verschnaufe Dich, Marcial, denn sonst kommen Deine Lungen in Gefahr," sagte Genaro; „verfolge Deinen Cursus der Geographie und laß die Deutschen Deutschen sein; die stehen jetzt mit den Musen, mit den Wissenschaften und mit der gesunden Vernunft auf gespanntem Fuß. Sage uns lieber, was ist Gibraltar bei Deiner Nymphe?"

„Ein Zugpflaster auf ihrem Kopf."

„Und Portugal?" fragte Fabian.

„Portugal, Portugal," sagte Marcial, „an Portugal habe ich nicht gedacht. Portugal ist ihr Höcker. Genug von der Geographie," fügte er hinzu, „ich muß fort und versäume die Zeit. Potztausend, gleich zwölf! Mir ist bei dem Cursus der Geographie die Zeit rasch vergangen und noch ist der halbe Bart zu rasiren."

Marcial ergriff unerschrocken das Rasirmesser und zerschnitt und zerkratzte seine volle Wange.

„Aber wie ist's?" sagte Fabian, „auf welchen schlech-

ten Wegen wandelst Du denn? Von wem ist dieser Brief?"

„Es ist der meine."

„Das weiß ich, aber wer hat ihn geschrieben?"

„Du mußt doch wohl wissen, Strom so rein und ruhig, daß die Ehre manchmal den Mann verpflichtet, selbst gegen seine vertrautesten Freunde zurückhaltend zu sein."

„Aber Du hast auch gesagt, daß Du, Genaro und ich, wir drei eins sind, wie im Katechismus."

„Es geht nicht, und ich lasse mich nicht durch Deinen sanften Lauf hinreißen, Dauro. Also damit Punktum, wenn Ihr meine Freunde bleiben wollt."

Marcial vollendete seine Toilette; er zog sich einen Frack an und ließ den Mantel, den er am Morgen getragen hatte, nach löblicher Gewohnheit auf einem Stuhl liegen; drauf rückte er die Weste zurecht, bedeckte sich mit dem Hut und ging von dannen.

Kaum hatte er den Rücken gedreht, so sprang Genaro, der ihn nicht aus den Augen ließ und bemerkt hatte, daß der Brief im Mantel stecken geblieben war, auf, nahm den Brief heraus und las:

„Geliebter Massial! Meine Tante paßt zu genau auf und läßt mich weder in die Sonne noch in den Schatten gehen; aber morgen wird sie den ganzen Morgen im Hause des Doktors Don Luardo die Treppe mit

einem neuen Teppich belegen. Ich kann Dich also um zwölf Uhr auf dem Lumpenplatz sehen. Bringe mir was zum knaspern mit, vielleicht einen Zwieback von Mallorca; denn hast Du, wie Du sagst, eine Neigung zu mir, so habe ich eine Neigung für dies Gebäck. Adieu, herrlicher Bursche. Gott gebe Dir, was Dir fehlt.

Salu*)."

Kaum hatte Genaro das Billet zu Ende gelesen, so hörten sie Marcial die Treppe heraufstürmen. Genaro steckte daher sofort das Schreiben in die Tasche, aus der er es herausgenommen hatte, und ließ sich würdevoll an dem Tisch nieder, an dem er zu schreiben fortfuhr.

Marcial trat geräuschvoll und athemlos ein und warf einen forschenden Blick auf seine Freunde.

Da er Genaro gerade in's Antlitz sehen konnte und dessen Ruhe bemerkte, so erheiterte er sich und ging nach dem Stuhl, auf welchem sein Mantel lag.

Während er den Brief aus der Tasche nahm, der ihn so eilig hatte zurückkehren lassen, brummte er vor sich hin:

„Schon halb ein Uhr. Eine ganze halbe Stunde

*) Salu andalusisch statt Salud, was Gesundheit bedeutet, daher die gleich folgenden Wortspiele der Freunde Marcial's.

habe ich versäumt! Nicht zur rechten Zeit bei einem Rendezvous! Das ist nicht galant, nicht fein, nicht ritterlich, nicht jugendlich."

Inzwischen hatte Genaro Fabian ein Zeichen gemacht, Beide verließen schweigend das Zimmer und verschlossen von außen die Thür.

„Nicht doch, Ihr jungen Herren!" rief Marcial, „so macht doch auf; jetzt ist keine Zeit zu solchen Späßen, ich habe Eile."

„Du brauchst nicht noch mehr Gesundheit (salud); Du hast deren übrig genug!" rief ihm Genaro von draußen zu.

„Nicht doch, nicht doch, Genaro, Du schlauer, hinterlistiger, ränkevoller Fuchs; mach' auf, Du blamirst mich und machst, daß ich ungalant und unpünktlich erscheine."

„Es ist bereits zu spät, Marcial," sagte Fabian, „und statt wenig Gesundheit lieber gar keine."

„Fabian, Fabian, verrätherisches, tiefruhiges Wasser, öffne, öffnet, im Ernst, Ihr bringt mich in Verlegenheit; seid doch keine Gärtnerhunde."

„Hier giebt es keine Gärtnerhunde; Genaro benachrichtigt soeben Deine Ariadne, daß ihr Theseus nicht kommt, daß sie aber dafür den Bacchus nicht vermissen wird."

Wie Marcial dies hörte, rannte er wie wüthend im

Zimmer umher, schrie überlaut und donnerte an die Thür.

Fabian machte sich auf und davon; die Wirthin aber eilte auf den Lärmen herbei, ließ die Thür öffnen, und Marcial lief, was er konnte, nach dem Lumpenplatz. Lumpen fand er genug, aber etwas Besseres war nirgend zu erblicken.

An demselben Abend sagte die heitere Flora zu Reina:

„Ich werde Dir eine schöne Geschichte erzählen; mein Bruder hat sie mir mitgetheilt, der sie von Fabian erfahren hat. Heute Mittag sollte Dein allgetreuer, leidenschaftlich in Dich verliebter Marcial ein Rendezvous mit einer leichtfertigen Person haben; Genaro und Fabian erfuhren es, schlossen ihn ein, und das kostbare Kleinod, Genaro, eilte hin, um die verliebte Dame über die Abwesenheit Marcial's zu trösten."

Als Reina diese Worte vernahm, fühlte sie einen so stechenden Schmerz und es ergriff sie ein solcher Zorn, daß sich ihre Augen mit Thränen füllten. „Welche Niederträchtigkeit!" rief sie.

„Nein, meine Liebe," sagte Flora, „Du mußt nicht so hart urtheilen. Es ist unbesonnen, leichtsinnig, unmoralisch gehandelt, aber übertreiben darfst Du nicht: es ist keine Niederträchtigkeit."

„Also Du hältst es nicht für schändlich, gemein und niederträchtig, sich auf diese Weise zu besudeln und gleich

darauf zu erklären, daß man uns liebt? Ich sage Dir, es ist niederträchtig, zu verlangen, daß wir Menschen lieben, ihnen unser Herz schenken sollen, die da sich mit solchen gemeinen Wesen einlassen."

„Wie?" rief Flora ganz erstaunt, „wer hätte es glauben sollen, daß Du eine solche Neigung zu Marcial hast, da Du ihn ja sonst immer zu verspotten pflegst? Doch man darf sich weder bei Männern noch bei Weibern auf den äußeren Anschein verlassen. Hätte ich das gewußt, würde ich es Dir nicht gesagt haben."

„Ein verderbtes Herz und ein leichtfertiger Lebenswandel, das paßt vollständig zu einander," sprach Reina leise vor sich hin.

„Wer hätte es denken können, daß Du dich für Marcial interessirst, Reina?"

„Flora, um Gotteswillen, so schweige doch!"

„Ziehst Du ihn dem Obersten Astorga vor, der so verliebt in Dich ist? der ist doch gewiß ein hübscher Bursche."

„Schweige, Flora, er ist eine in eine Uniform gesteckte Uniform; wenn er mit mir spricht, höre ich in einem fort die Tambours trommeln."

„Ach, was ist das für ein verkehrter Geschmack! Vielleicht hat der Markis von Navia den Vorzug, den Deine Mutter so gern sieht?"

„Er ist ein Narr in der Hülle eines Dummkopfs."

„Nun, ich hoffe doch nicht, daß Du Fabian geneigt bist, denn in diesem Falle müßte zwischen uns der Henker Salomo's entscheiden."

„Nein, nein. Fabian liebt Dich, d. h. soweit eben ein Dichter zu lieben vermag."

„O, sorge nicht, meine Tochter," sagte Flora lachend, „wir täuschen uns gegenseitig. Zieht er mir die Muse vor, so gebe ich einem annehmbaren Bräutigam den Vorzug, und das werde ich Dir an dem Tage beweisen, an welchem ein solcher zum Vorschein kommt. Und Genaro?"

„Ist ein Ungeheuer, das ich verabscheue!" rief Reina.

„Na, na, Freundin, wer da schlecht spricht von der Birne ..."

„Wäre diese Birne der Apfel im Paradiese und ich die Eva gewesen, gewiß hätte sich die Schlange vergebliche Mühe gegeben."

Jetzt traten Marcial und Fabian herzu.

„Sagen Sie mir doch," begann Flora, „was macht denn Genaro, den man so viele Tage nicht gesehen hat?"

„Genaro ist ein Geheimniß," versetzte Marcial, „er zieht sich in sich selbst zurück, d. h. er verselbstet sich. Manchmal glaube ich, daß er den Hut Merlin's besitzt, denn dessen Wissen und Schelmereien hat er sich längst zu eigen gemacht."

„Wir mögen nach Hause kommen, wenn wir wollen,

so studirt er," fügte Fabian hinzu. „Außerdem ist er leidend und schlecht bei Laune; trotzdem ist er der kluge, weise Herr, wie immer."

„Wie steht es in dieser Hinsicht mit Dir?" fragte Reina in der übelsten Laune Marcial.

„Mit Klugheit und Weisheit habe ich nichts zu schaffen," erwiederte dieser, denn er lebte noch immer in dem Wahn, daß die Schönen seine tollen Streiche gern hätten, und er beharrte dabei, ein zweiter Don Miguel von Mannara zu werden.

„Ich wette," sagte Flora, „Genaro kommt deshalb nicht, weil ihm das Gesicht geschwollen ist und er daher häßlich aussehen wird."

„Genaro häßlich?" rief Marcial. „O, was für ein Verdacht! Genaro häßlich! Genaro, der Antinous von Estremadura, der Narciß, der sich in der Quelle des Abanico bespiegelt! Was für ein Verdacht! was für ein Verdacht! Flora, das kann Ihnen der machiavellistische Adonis in seinem Leben nicht verzeihen. Genaro würde, wie der abnehmende Mond, nichts an seinen Reizen verlieren, wenn die eine Wange geschwollener wäre wie die andere. Ich sage Ihnen im voraus, Flora, wenn er Ihren seltsamen Verdacht erfährt, so wird er seine verliebten Erinnerungen und seinen wissenschaftlichen Zeitvertreib sofort hintenan setzen, zu Ihnen eilen und Ihnen beweisen, daß sein hübsches Aeußere, seine Schön-

heit, seine Lieblichkeit es mit allen bombenartigen Geschwulsten aufnehmen können."

„Wozu sagst Du dies Alles, Marcial?" sprach Fabian, „die Wangen des Genaro haben so wenig Neues zu vermelden, wie die Patrouillen, und nehmen so wenig zu und ab, wie der Mond."

„Das glaube ich nicht," sagte Flora.

„Und wenn ich es Ihnen versichere?" fragte Fabian.

„Selbst wenn es der Bischof versichert. Wenn ich mich nicht durch diese meine Augen überzeugen kann, so glaube ich, daß Genaro mit der rechten Wange ein Quijote und mit der linken ein Sancho ist."

Man konnte aus dieser widersinnigen Unterhaltung so viel abnehmen, daß Flora Alles daran setzte, Genaro wieder zur Abendgesellschaft heranzuziehen; seine Freunde machten ihm vollständige Mittheilungen, und da er nur nach einem Vorwand verlangte, um wieder im Hause der Markise erscheinen zu können, so begab er sich den folgenden Abend dahin. Allein er verharrte bei der einmal beschlossenen Taktik, begrüßte Reina und entfernte sich nach einigen Scherzen mit Flora über das Leiden, das sie ihm angedichtet hatte.

„Genaro würde sich," sagte Marcial, „gewiß nicht so beeilen, wenn es darauf ankäme, eine seiner Schelmereien wieder gut zu machen, als es ihn antrieb, zu zeigen, daß sein Gesicht an seiner erhabenen Schön-

heit nichts gelitten hat. Aber, Reina, wie zerstreut bist Du! Man kann ja nicht ein einziges Wort von Dir herausbekommen!"

„Ich habe einen Humor wie der Finanzminister."

„Freilich, weil Alle Audienz bei Dir haben wollen."

„Und weil ich Keinem eine solche ertheilen will."

„Komm, Genaro," sagte Fabian, „komm her, damit sich Reina überzeugt, daß Dein Wegbleiben nicht etwa in einer Entstellung Deines Gesichts seinen Grund hatte, wie Flora meinte."

„Konnte Reina gleichfalls glauben, daß ich aus einem solchen Grunde wegblieb? Das hieße denn doch, mir ein Verlangen, möglichst schön zu erscheinen, beilegen, das ich nicht besitze."

„Es ist nun einmal nicht anders," versetzte Reina; „manches Verlangen ist auf Unmögliches gerichtet und ihm kann daher nicht gewillfahrt werden."

Der Zufall, der den Liebenden stets günstig zu sein pflegt, wollte es, daß Marcial von einem seiner Freunde weggerufen wurde; sofort nahm Genaro seinen Stuhl neben Reina in Besitz.

Beide machten die heroischsten Anstrengungen, um so heiter wie möglich zu erscheinen.

„Haben Sie bereits an Ihre Antwort gedacht?" fragte Genaro so leise, daß ihn Reina kaum verstand.

„Wie?“ versetzte diese, „habe ich sie nicht bereits gegeben?“

„Das war keine Antwort, Reina, es war eine zornige Aufwallung darüber, daß Sie sahen, wie recht ich vermuthet hatte, Sie würden den Brief lesen. Ich sagte Ihnen, Sie sollten sich mit der Entscheidung Zeit nehmen, und eben deshalb konnte ich die ungeheuerlichen Worte für keine Antwort ansehen.“

„Aber diese ungeheuerlichen Worte waren die Antwort, oder die Antwort bestand aus ungeheuerlichen Worten. Es kommt keine andere, denn ich lasse mir nie eine Zeit vorschreiben, am allerwenigsten, wenn es sich um eine Antwort handelt. Antworten ist mir überhaupt zuwider.“

„Reina, Reina, aus Hochmuth, aus Stolz wollen Sie uns Beide unglücklich machen. Also Ihnen gefallen lediglich und allein die Schmeichler? Sie lieben nur diejenigen, welche sich Ihrer Verachtung auf Gnade und Ungnade ergeben, und können einen Mann nicht achten, der sich zwar der Liebe, nicht aber dem hochfahrenden Sinn unterwirft?“

„Aber wenn ich Sie nicht liebe?“ sagte Reina mit zitternder Stimme.

„Und weshalb nicht, Reina?“

„Weil ich Sie nicht lieben will und weil auch ich meinem Willen gehorche.“

Sie lieben mich nicht, weil Sie es nicht

wenn es bloß deshalb geschähe, wäre das etwa
ngfügiger Grund?"
rscheint er allerdings erheblich, denn der Starr=
ı unangreifbarer Feind."
o Starrsinn? . . Meinetwegen."
ind starrsinnig und ich auch, Reina. Noch
hnen wie bei mir die Klugheit einem Engel
der Pforte des Paradieses, bis Sie es mir

verden aus dem Paradiese eine Hölle machen."
edenken nicht, was Sie sagen, Reina. Gleich
belaubten Rebe, die man nie beschnitten, be=
e einer so starken Stütze, daß Sie dieselbe
rbrechen vermögen; nur Sie können dieselbe
und ihre Widerstandsfähigkeit prüfen."
m er eine Weile geschwiegen, fügte er hinzu,
ine Hände zitterten und Reina's Busen auf
wogte:
, Reina, weshalb gegen den Strom ankämpfen
uns mit sich fortreißt, da er uns dem Glück
ihrt."
schwieg.
eiden Sie unser Loos, Reina Bald werde
ktorgrad erhalten; dann gehe ich nach Ma=

drid, und wenn Sie mich zurückweisen, sehen Sie mich heute Abend das letzte Mal."

In diesem Augenblick trat Marcial heran.

„Hast Du mir den Stuhl aufbewahrt?" sagte er zu Genaro; „Du bist also nicht bloß ein Machiavell in der Knospe, sondern auch ein Pylades in der Blüthe."

„Komme ich morgen wieder?" fragte Genaro Reina, als er aufstand.

„Nein!" erwiederte Reina mit all' der Heftigkeit, wie sie eine widerwärtige Erinnerung hervorzurufen vermag, und indem sie alle zarte Rücksicht aus den Augen ließ. „Nein," wiederholte sie zornig, „Sie werden Ihre Zeit besser verwenden können, wenn Sie denen Trost bringen, die etwa Marcial vermissen sollten."

Weshalb verursachte ein so erbärmlicher Vorfall bei Reina eine größere Eifersucht, als die sanfte und reine Rückerinnerung an Lagrimas? Theoretisch würde man behaupten, daß es sich nicht so verhält, daß die Eifersucht dann am tiefsten ergreift, wenn sie durch höher geartete Wesen eingeflößt wird, die ideale Gefühle zu erregen wissen. Dem ist jedoch nicht so. Die Eifersucht hat wie jede Leidenschaft ihre irdische Sphäre, in der sie mit andern ebenso erregten und vorübergehenden Leidenschaften ringt. Im Himmel, dem Wohnsitz der idealen und vollkommenen Liebe, giebt es Hierarchien und

demgemäß Engel, die Gott näher sind als andere, aber keine Eifersucht.

Als Genaro Reina so reden hörte, war er strahlenden Antlitzes aufgestanden und hatte den Arm des Don Domingo von Osorio ergriffen.

Es gab sicher kaum einen schöneren Gegensatz: hier der elegante, zierliche, junge Mann mit dem schwarzen Lockenhaar und dem angenehmen, offenen Wesen, dort der gemächliche alte Herr, der seine Jahre und seine grauen Haare mit Ehren trug, wie der Krieger seine Wunden, wie der Wein seine edle Abkunft, wie die Steineiche ihre dickbelaubten Aeste.

„Don Domingo," sagte Genaro zu ihm: „ist es nicht wahr, daß Sie gestern um halb ein Uhr der Verabredung gemäß die Güte hatten, mich zu Ihrem Freunde, dem Domherrn C., mitzunehmen, um dessen schöne Gemäldesammlung zu besichtigen? Reina will es nicht glauben."

„Allerdings," versetzte Don Domingo, „und weshalb will es Reina nicht glauben?"

„Weil sie behauptet, daß ich nicht die nöthige Geduld besitze, um zwei Stunden lang Bilder betrachten zu können."

„Dann täuscht sich mein liebes Kind," erwiederte Don Domingo; „Sie sind in der That kein übler Ken-

ner. Lange Zeit stand er vor einer Judith, von der er behauptete, daß sie Dir gliche, Reina."

Reina hatte während dieser Unterhaltung eine so große Freude empfunden, daß sie rosig aussah wie das Leben.

„Komme ich morgen wieder?" fragte Genaro mit einem Blick voll sehnsüchtigen Verlangens, indem er ihr das Tuch überreichte, das sie hatte fallen lassen.

Reina that, als wenn sie es nicht hörte.

„Aber Sie mögen sagen, was Sie wollen," fuhr Don Domingo fort, „diese Judith ist nicht von Villavicencio."

„Sie kann von Morales sein," antwortete Genaro, und dann fragte er Reina: „Gefallen Ihnen Gemälde?" Mit leiser Lippenbewegung und ausdrucksvollem Blick fügte er hinzu: „Komme ich morgen wieder?"

„Sie gefallen mir," antwortete Reina zerstreut und abgespannt.

„Seit wann denn, mein liebes Kind?" fragte Don Domingo; „hast Du nicht gesagt, Du könntest sie nicht leiden, weil sie Dir wie Seelen im Fegefeuer vorkämen?"

„Nun, Reina gefallen die Seelen im Fegefeuer," bemerkte Genaro.

„Woher wissen Sie das?" fragte diese.

„Weil Sie mich nicht aus diesem Fegefeuer entlas-

sen, Reina," versetzte Genaro halblaut; „komme ich morgen wieder?"

„Diese Judith ist ohne Zweifel von Alonso Cano, Genaro," sagte Don Domingo.

„Sie stammt augenscheinlich aus Murillo's Schule, Don Domingo; es ist ihr Kolorit; ich werde mir sie noch einmal betrachten .. Und komme ich wieder hierher, Reina?"

„Darüber mögen Sie selbst entscheiden."

„Ich trete nirgend ein, wo ich die Thür verschlossen finde, Reina."

„Nun, ich öffne Niemandem."

„Wissen Sie, Genaro, wie viel ein Engländer für das Bild geben wollte?" sagte Don Domingo.

„Für welches Bild?" fragte Marcial.

„Für eine Judith, welche C. besitzt, und die Reina ähnlich sieht. Er wollte tausend Pfund zahlen."

„Wenn sie Reina ähnlich ist, ist sie tausend Stein werth," versetzte Marcial. „Bist Du diese kühne Judith," fügte er hinzu, indem er Reina näher trat, „so wird das Haupt dessen, den sie ermordet, das meinige sein."

„Das Haupt des Holofernes!" rief Flora, die diese Worte vernommen hatte, und lachte laut auf; „was für eine wunderliche Anmaßung, Marcial!"

„Und wer sagt Ihnen, daß der Heerführer der As-

syrier kein hübscher Bursche war? Gab es etwa damals schon Daguerreotypen, daß man hätte ein genaues, deutliches, getroffenes, echtes Bild von ihm aufnehmen können?"

„Komme ich morgen wieder?" sagte inzwischen Genaro zu Reina.

„Wie halsstarrig!" versetzte diese.

„Nicht halsstarrig, sondern vorsichtig."

„Kommst Du mit, Genaro?" sagte Marcial. „Es hat bereits längst zwölf geschlagen und der Zeiger demgemäß seinen Lauf vollbracht."

„Du hast immer die Uhr in der Hand, wie jener häßliche Alte, der die Zeit vorstellt," meinte Flora.

„In der Hand nicht," entgegnete Marcial, „aber im Kopfe wie die Giralda. Gute Nacht, Flora; sei Ihnen die Nacht leicht, wie es Ihre Tage sind. Wohl zu ruhen, Reina; wie glücklich die Moskito, die Dich im Schlafe stört!"

„Ich habe ein Moskitonetz, Vetter!"

„Das genügt nicht, Reina," flüsterte Genaro; „man bedarf gegen einen solchen Schwarm eines Wedels. Wie wird morgen die Thür sein?"

„Angelehnt!" sagte Flora; „es ist nichts widerwärtiger auf der Welt, als wenn ein Mädchen halsstarrig ist; ein rechthaberischer Mann ist freilich noch schlimmer."

Reina hielt ihr Taschentuch vor den Mund, um ihr

Lächeln zu verbergen, jedoch war es in ihren strahlenden Augen wohl zu bemerken, und es entging Genaro nicht, der sich jubelnd sagte: Sieg, Sieg!

Fünftes Kapitel.

Man kann sich leicht denken, daß Genaro mit Recht einen Siegesgesang anstimmte. Reina erlag dem Gefühl, welches sie beherrschte, mit aller der Abspannung, die einem langen, hartnäckigen Kampf zu folgen pflegt. Diese heftige Liebe der so stolzen Reina, die sie allerdings zu verbergen suchte, diese mächtige Liebe Genaro's, der sich ihrer rühmte, blieb bald Niemandem unbekannt.

Allen zuvor bemerkte sie die Markise, und sie sah ihre längst gehegten Vermuthungen bestätigt. Sie ließ ihre Tochter zu sich kommen und machte ihr die ernstlichsten Vorstellungen; sie zeigte ihr alle die Vortheile eines Ehebündnisses mit dem Markis von Navia; sie sprach mit ihr über Marcial's glänzende Zukunft und von seinem vortrefflichen Charakter; aber was immer die Mutter sagen mochte, nichts konnte die Festigkeit Reina's auch nur für einen Augenblick erschüttern. Die Markise war außer sich und verbot ihr, mit Genaro zu reden. Da erwachte dessen Stolz, und theils durch diesen, theils durch

Berechnung bewogen, mied er, sowie er die erste Zurücksetzung erfuhr, das Haus der Geliebten.

Alles dies wurde von Marcial nicht bemerkt, denn obwohl er behauptete, eifersüchtig wie „Petrarca" zu sein, so war er doch viel zu sehr von sich eingenommen, und er besaß eine solche Zuversicht, daß vor seinen Augen alles mögliche geschehen konnte, ohne daß es seine Aufmerksamkeit erregt hätte. So kam es, daß er bei seinen Ansprüchen auf seine Cousine beharrte. Fabian, der Marcial mit großer Liebe anhing und der seine Verblendung bedauerte, beschloß, ihm die Augen über die Liebe zwischen Reina und Genaro zu öffnen und ihn zu veranlassen, sich seiner Aussichten zu entschlagen. Aber gab es ein schwieriges Geschäft auf der Welt, so war es dieses; denn wie war Marcial zu überzeugen, daß seine Cousine einen andern ihm vorziehen könnte? Wir haben bereits bemerkt, wie seine Eigenliebe ihn dergestalt blind machte, daß er es gar nicht für möglich erachtete, Reina könnte ihn nicht lieben, und daß er viel zu gutmüthig war, um von Genaro annehmen zu können, daß er ihn zu kränken fähig wäre.

Eines Morgens war Genaro ausgegangen, Marcial und Fabian befanden sich im Speisezimmer, um zu frühstücken, und nun glaubte Fabian, es wäre die Gelegenheit geboten, um sein schwieriges Unternehmen beginnen zu können.

„Was wünschen Sie zu frühstücken, Herr?“ fragte das Dienstmädchen, ein noch nicht verfeinertes Kind vom Lande, in ihrem Flanellrock und mit ihrem runden Haarzopf.

„Ich will nichts weiter als Chokolade,“ sagte Fabian.

„Und Sie, Herr Parcial?“

„Bringe mir zwei oder drei Legungen des Hausvogels und eben so viele Schinkenschnitten!“ antwortete Marcial.

Das Mädchen rührte sich nicht und sah Marcial mit offenem Munde an.

„Nun,“ sagte er, indem er sie so unbeweglich sah, „ein sehr beredter Prediger, der das erste Mal predigte, hatte Aller Augen auf sich gerichtet und machte gerade ein so hübsches Gesicht wie Du. Sein Vater, ein Genuese, stand unter den Zuhörern, gerade der Kanzel gegenüber, und wie er sah, daß sein Sohn wie gefroren und mit offenen Augen dastand, rief er laut: Weshalb genirst Du dich denn? — Mache Dir eine Nutzanwendung von dieser Geschichte.“

„Herr,“ versetzte das Mädchen, „ich verstehe Sie nicht.“

„So komme hierher, nicht erleuchtete Küchenmagd; weißt Du nicht, was ein Vogel*) ist?“

---

*) Ave heißt Vogel, heißt aber auch, und so versteht es die

„Herr Jesus, ja wohl; weshalb soll ich es denn nicht wissen? und es ist ja voll der Gnaden."

„Vogel, in dem Sinne, in welchem ich rede, heißt so viel wie Henne. Verstehst Du?"

„Henne!!!" rief die Magd.

„Ja. Weißt Du, Du Schande des schönen Geschlechts, was eine Legung ist?"

„Wie sollte ich denn das nicht wissen, da ich ja Alles für den Herrn in Ordnung lege."

„O, Du Minimum menschlicher Einsicht, eine Legung ist das, was gelegt wird. Die Henne legt ein Ei, nicht wahr?"

„Ja, Herr, wenn sie nicht brütet."

„Nun also, die Legung einer Henne, wenn sie nicht so dumm ist, wie Du, wird ein Ei sein. Nicht wahr? Halte Dich also nicht länger so gerade, setze Deine beiden Landkanonenboote in Bewegung, denn mein Magen liebt es nicht, so hohl zu sein wie Dein Schädel und so leer wie Dein Gehirn."

Das Mädchen, welches dies Alles nur halb verstand, ging fort und sagte:

„Aus welchem Lande mag der Herr Parcial sein, daß er eine so verdrehte Sprache redet?"

Magd: Sei gegrüßt. Der englische Gruß beginnt: Gegrüßest sei'st Du, Maria, Du bist voll der Gnaden u. s. w.

„Höre, Marcial,“ begann Fabian, als sie sich allein befanden, „ich liebe Dich aufrichtig, denn trotz aller Deiner Mängel bist Du ehrenhaft und tüchtig; Dein Herz ist gesund und redlich.“

„Du kannst Dir schmeicheln, Strom Dauro, daß ich Dich schätze, achte, verehre und beschütze. Was ich sage, ist nicht ein bloßer Wortschwall, sondern es bezeichnet den Reichthum meiner Gefühle. Aber mir gebührt es zu sagen, daß ich Dich liebe trotz Deiner Mängel; Du kannst zu mir nur sagen, daß Du mich liebst trotz meiner ... Laster. Für Dich, künftiger Melendez, und für Genaro, diesen Machiavell in der Blüthe, würde ich durch's Feuer gehen wie ein Salamander, und durch's Wasser wie ein Klipper.“

„Nun, so höre, Marcial; da ich Dein wahrer Freund bin, so liegt mir daran, daß Du keine lächerliche Rolle spielst.“

„Was soll das heißen, daß ich keine lächerliche Rolle spiele?“ rief Marcial; „glaubst Du in Deiner Unschuld etwas, was unmöglich ist?“

„Wir alle können einmal in dieser Welt eine lächerliche Rolle spielen, Du wie ich, ich wie Du.“

„Ich? nicht doch, Strom so ruhig, Dein Wasser und Deine Ideen sind heut trübe. Sprechen wir von etwas anderem, wenn Du mich nicht zu dem Glauben verleiten willst, daß Deine Gewässer heut eine falsche

Richtung einschlagen und nicht ihren friedlichen Lauf verfolgen. Ich habe Geld bekommen; willst Du tausend Realen ohne Entgelt? unter Freunden . . ."

„Ich danke Dir, mein Sohn; es handelt sich nicht darum, sondern daß Dir die Augen geöffnet werden und Du erfährst, welche traurige Rolle Du spielst, die Du, geht es mir nach Wunsch, aufgeben mußt."

„Vater Dauro, mir scheint, daß heut statt klaren Wassers in Deinem Flußbett der Saft der Rebe dahermurmelt. Und jetzt fällt mir was ein: Mari Tornes, Mari Tornes!"

Da das Dienstmädchen nicht erschien, so schlug Marcial wie in einem Wirthshause mehrmals mit einem Löffel an ein Glas.

„Nebenbuhlerin der Schnecke, die Du dich mit untergeschlagenen Armen in die Sonne setzest, anstatt hier bei Tisch Bedienung zu machen und einen Ganymed darzustellen, weshalb erscheinst Du nicht, wenn man Dich ruft? Sind Deine langen Ohren blos dazu da, um unanständig falsche Ringe zu tragen? Hörst Du mich nicht, Du Diebslaterne?"

„Nun, Sie sehen ja, daß ich Sie gehört habe! Wer sollte nicht Ihre Stimme vernehmen, Herr, die wie die große Trommel in der Regimentsmusik spektakelt? Da ich aber nicht Mari Tornes heiße, so glaubte ich, die Nachbarin gegenüber hieße so, und daß Sie dieselbe we-

gen der Blumen fragen wollten, die Sie durch mich ihr zugeschickt haben."

„Schweige, unkluger Merkur! es wäre für Dich besser, stumm statt taub zu sein. Gehe, träge Dienerin, und bringe mir die köstliche Gabe des Bachus, aber sie darf nicht von hier, sondern sie muß von Sanlucar, es muß Manzanilla sein."

Das Dienstmädchen stand wieder mit offenem Munde da.

„Was machst Du, unbeweglicher Pfeiler, menschlicher atus quo? Weshalb bringst Du mir nicht den Nek- des Bachus?"

„Herr, um der Liebe der allerheiligsten Maria wil- sprechen Sie doch verständlicher!"

Wie, weißt Du nicht, wer Bachus ist, ungebildete rndirne?"

Nein, Sennor; soll ich denn mit Gewalt jeden Christi kennen?"

r verlangt Wein," sagte Fabian zu dem Mädchen.

ı, endlich erfährt man es," brummte sie beim n.

)t einmal mythologische Kenntnisse zu besitzen!" ial; „etwas so Bekanntes, Verbreitetes, Hand- ! Tiburcio, dieser magere, erbärmliche, schwach- :und, behauptet mit Recht, daß wir zurückge-)."

„Marcial,“ sagte Fabian, „Du willst es zwar nicht hören, aber ich muß Dir etwas mittheilen. Reina und Genaro lieben sich und sind eins miteinander; alle Welt sieht es, weiß es, ist über Deine Blindheit befremdet und tadelt Deine Hartnäckigkeit, da Deine Bewerbungen doch so ersichtlich zurückgewiesen werden.“

Marcial lachte.

„Ebenso habt Ihr mich glauben machen wollen, daß Reina eine Neigung für Tiburcio empfände und daß sie ihn Antony genannt habe. Sie hat mir die befriedigendste Genugthuung gegeben, denn sie hat ihn einen Lump, einen Wicht, einen erbärmlichen Kerl genannt. Es thut mir leid, daß sie meinen Freund mit solchen Ausdrücken beehrt; allein es ist seine Schuld: weshalb hat er es gewagt, mein Nebenbuhler zu werden?“

„Und kannst Du Genaro, diese Blüthe, diesen Crême der Legion der Hebe, wie Du ihn nennst, mit diesem häßlichen, gemeinen, tölpelhaften Tiburcio vergleichen?“

„Freilich, der Eine hat's über der Erde, was der Andere unter der Erde hat, aber ohne Euch gleichstellen zu wollen, so behaupte ich doch, daß weder der Eine noch der Andere, weder Du, der ruhigste der Ströme, nach San Quintin, der seinen Namen einer blutigen Schlacht verlieh, wie ein Strom Dir den seinigen, Marcial zu kränken vermögen, und daß keiner die Stelle des Sohnes meines Vaters einzunehmen vermag.“

„Hat Dir etwa Reina gesagt, daß sie Dich liebt?" fragte Fabian.

„Nicht bestimmt; aber sehe einmal einer: wie kannst Du, Fabian, daran zweifeln, daß sie mich liebt?"

„Bist Du etwa eine achtfache Dublone, Marcial?"

„Ich bin eine achtzigfache, Vater Dauro."

„Dann, mein Sohn, ist Genaro eine hundertfache, denn es steht fest, daß er der Bevorzugte ist."

„Der Bevorzugte? Ach, Dauro, Deine Fluthen strahlen heute nicht den heitern Himmel, sondern verwirrtes Gewölk wieder. Bedenke Dich, Geblendeter, fasse Dich! Genaro ist ein netter, kleiner Kerl, dagegen habe ich nichts einzuwenden, aber sein Gesicht sieht doch aus wie das auf einer segovianischen Kupfermünze, das meine dagegen wie das einer Reiterstatue."

„Du wolltest sagen, wie das einer kolossalen Statue."

„Schweige, Strom so ruhig, gefriere wie die Elbe, während ich rede. Genaro ist nicht dumm, das kann man nicht sagen, aber er wird nicht wie ich im Senat und im Kongreß glänzen; es fehlt ihm die Wortfülle, die Beredtsamkeit, die Stimme, der Nachdruck. Freilich ist er von guter Herkunft, aber er stammt aus einem armen Hause und ist ein nachgeborener Sohn, ich ..."

„Schon gut, Marcial; ich weiß ja Deine Familien- und Vermögensverhältnisse bereits auswendig; ich werde

ein Schauspiel: Marcial mit Geld und ohne Braut, dichten."

„Kannst Du," fuhr Marcial eifrig fort, „seinen gebrechlichen Körper mit meiner Statur und Muskulatur, mit meinem kräftigen Gliederbau vergleichen, der dem schönen Typus eines Gladiators oder eines Alcibiades nicht nachsteht, wie man ihn im Cirkus erblickt?"

„Alcides," berichtigte Fabian.

„Alcibiades," bekräftigte Marcial, „der glänzende und schöne Schüler des Sokrates, das Muster und Modell, dem ich nachzuahmen trachte. Das erste, was ich nach meiner Rückkehr nach meinem Geburtsort thun werde, ist, daß ich meinem Hunde den Schwanz abschneide. Jener war wollüstig, dabei ein Philosoph und ein Krieger; darin werde ich von ihm abweichen: ich werde wollüstig, dabei ein Philosoph und ein Politiker sein. Er war galant in Athen und in Sparta von altväterischer Sitte; ich werde in Sevilla den Galanten spielen, und in Badajoz der Mann von altväterischer Sitte sein."

„Ach, Marcial, begeistere Dich jetzt nicht für Alcibiades und bescheide Dich. Wenn ich gleich zugebe, daß Du bei weitem vortrefflicher bist als Genaro, so kann dies doch nur beweisen, daß Reina einen schlechten Geschmack besitzt, eine noch schlechtere Wahl getroffen hat, wenig über sich und ihre Zukunft nachdenkt und durch-

:cht interessirt ist. Trotz alledem kannst Du mit
nceda singen:

Ist die Täuschung mir geraubt,
Ach, so ist der Baum entlaubt,
Der mir in dem Herzen sproß."

h klage weder mit Espronceda noch mit Jeremias.
d alle Uebrigen, Ihr seht nur Traumbilder. Du,
so ruhig, zeigst wie der Golf von Neapel eine
organa, bei der man Alles verkehrt erblickt. Daß
naro mir vorzieht, das glaube ich nicht, und
Reina selbst mir sagt."

wußte recht gut," sagte Fabian, „daß es schwer
ürde, Dich zu überzeugen, und ich habe es da=
nicht eher unternommen, als bis ich einen
en Beweis in Händen hatte. Wenn Du nun
dadurch nicht willst überführen lassen, daß es
ı sagt, wird da vielleicht ihre eigene Hand=
ı andern Erfolg haben?"

ihre eigene Handschrift?" fragte Marcial mit
ıicht mehr so zuversichtlichem Ton.

ies Billet hat Genaro in einem Buche lie=
n welchem er las."

entriß das Billet Fabian's Händen und

Genaro! Setze Deine Besuche nicht länger
Du nicht willst, daß ich verzweifeln soll.

Komme, ich bitte Dich auf meinen Knieen, dulde aus Liebe zu mir das unpassende Benehmen meiner Mutter; sie wird bald nachgeben, denn Du weißt, welchen Einfluß ich auf sie habe. Aber wenn sie nicht nachgeben sollte, so hege deshalb kein Mißtrauen, denn ich bin entschlossen, daß Du mich dann mit Gewalt zur Kirche schleppst, damit ich Dein Weib, Deine Sklavin werde. Komme diesen Abend mit Marcial, und während dieser meine Mutter begrüßt, kannst Du Deine Antwort zwischen die Notenhefte stecken."

„Holla, holla, holla!" sagte Marcial, als er zu Ende gelesen hatte und ohne sein Auge von dem Billet wegzuwenden, während sein Glas den Eumeniden eine Libation spendete. „Holla! während ich die Mutter begrüße. I, der Teufel mag sie begrüßen! Treuloser Freund! Schlauer, verrätherischer, schändlicher, schlechter Fuchs! Falsches Weib! bittere, unschmackhafte Orange! Also deshalb hieß es immer blos Cousin, wenn sie mich anredete! Es ist ein Verrath, eine Niederträchtigkeit, eine Treulosigkeit, eine widerrechtliche Anmaßung bei ihm und der allerschlechteste Geschmack bei ihr. Und was für ein Brief! was für ein Brief! Kniet sie in ihm wie auf einem Teppich nieder, sie, die Hochmüthige, Eitle, Stolze! Begreifst Du das, Fabian?"

„Ja," sagte Fabian, „denn das ist das Loos aller Hochmüthigen. Es ist die allgemeine Regel, Marcial:

sönliche Hochmuth vernichtet die weibliche Würde. einen Brief würde die sanfte, bescheidene Lagrimas schrieben haben. Das sanfte, liebende Weib duldet, gt und stirbt, aber es setzt sich nicht herab. Dieser ist eine Herabsetzung, und nur Reina konnte einen en schreiben."

„So ist es!" rief Marcial. „Hätte sie ihn an mich chtet, nun meinetwegen; aber an diese Schlafmütze, so maulfaul ist wie ein Fisch! Es ist zu albern, zu rückt! Bei mir hat Reina alle Achtung eingebüßt; sie herabgestiegen von ihrem Thron, diese Göttin, die en eigenen Olymp, diese Heilige, die ihren eigenen ltar hatte."

„Hast Du dich nun endlich überzeugt?" fragte Faian. „Ich habe Dir es längst gesagt, daß sie Dich nicht liebte, Marcial; erinnerst Du dich nicht?"

„Ich sollte es glauben, weil Du es sagtest? Hast Du ein Patent, daß Du untrüglich bist, oder ein Diplom, daß Du Alles weißt?"

„Du mußtest an das französische Sprüchwort denken, daß das Gewisse manchmal nicht wahrscheinlich ist."

„Ich bedarf nicht Deiner Citate, um die Dinge zu begreifen, die hier vorgehen; mir genügt die Betrachtung, daß die Weiber Säcke voll Betrug, Abgründe voller Launen, Muster aller Ungeheuerlichkeiten, eine Ansammlung von Anomalien, ein Chaos von Widersprü-

chen, eine vollständige Schatzkammer aller Falschheiten sind; sie täuschen, ohne es zu wollen, und lügen, ohne es wieder gutmachen zu können; Schlangen, Skorpione, Chamäleons und Basilisken!"

„Na, na, Marcial, beruhige Dich! Hast Du denn ein Recht, Reina Vorwürfe zu machen? Hat sie Dir jemals irgend eine Hoffnung gegeben?"

„Wie?" rief Marcial; „glaubst Du denn, daß ich wie die Verdammten des Dante ohne Hoffnung gelebt habe?"

„Du hast sie auf Deinem eigenen Felde geerntet, denn sie hat Dir keine gemacht; das wirst Du denn doch nicht leugnen können. Oder hat sie Dir einen Brief geschrieben wie diesen hier?"

„Nein, denn es wäre unnöthig gewesen, da meine Tante ja nur ein einziges Mal auf mich böse war, als ich Tiburcio in ihr Haus gebracht hatte."

„Also wirklich hast Du dir etwas Anderes eingebildet?"

„Nun, bin ich denn nicht ein Geschöpf Gottes? wie sollte ich da nicht? Falschheit, Betrug haben sich wider mich verbunden, aber ich werde mich zu rächen wissen! Die Rache ist das Vergnügen der Götter, sagt der heil. Augustin."

„Herr Jesus, Marcial! Dies Citat steigt denn doch

über alle Berge. Hätten wir noch eine Inquisition, sie würde Dich zur Verantwortung ziehen."

„Weiß schon, weiß schon: Hippokrates sagt es in seinen Aphorismen; es kommt auf eines heraus, ob es der Eine oder der Andere sagt; es soll mein Vergnügen sein, mich zu rächen."

„Und was wirst Du thun, Marcial? So beruhige Dich doch! Was kannst Du thun? was wirst Du thun?"

„Ich werde ihr meine Liebe, ihm meine Freundschaft, Beiden meine Achtung entziehen. Aber, sage mir, Fabian: liebte denn nicht dieser verliebte Heliogabal Lagrimas?"

„Ja, aber er erklärte zugleich, daß er keine Hypothek auf sein Herz ausstellt."

„Ein schönes Kleinod! Was für einen Liebestrank, oder Talisman, oder Zauber besitzt dieser Schwächling aller Schwächlinge, um eine solche Liebe erwecken zu können? er, der selbst einem Civico nachsteht? Othello gewann Desdemonens Liebe, indem er ihr seine Heldenthaten erzählte; jener aber kann sie nur gewonnen haben, indem er seine schlechten Streiche erzählte."

„Genaro," sagte Fabian, „ist ein verdienst- und talentvoller, unterrichteter und angenehmer Mann; er ist pikant und besitzt ein gewisses Etwas, das, wie Balzac

meint, aus Talent, gutem Geschmack und aus dem Verlangen zu gefallen, zusammengesetzt ist."

„Sein gewisses Etwas kenne ich sehr gut; es sind seine Kniffe, seine Tücken, seine Possen, seine Schelmereien, seine Anschläge, seine Ränke und sein Mutterwitz."

„Jetzt habe ich Dich, Marcial, nur noch um Eines zu bitten," fuhr Fabian fort, „daß Du nämlich mich nicht in Verlegenheit bringst. Was ich aus Freundschaft für Dich gethan habe, dazu ist ein wahrhafter Freund dem andern verpflichtet; es würde mir jedoch leid thun, wenn Genaro es anders auffassen und denken sollte, ich mischte mich in seine Angelegenheit, da ich doch einzig und allein dem vorbeugen wollte, daß Du dich lächerlich machst."

Bei diesen Worten trat Genaro ein.

„Höre, Genaro!" rief Marcial, sowie er ihn erblickte, „glaubst Du, daß ich heute Abend die Gesellschaft bei meiner Tante besuchen werde?"

„Ich vermuthe es," versetzte Genaro.

„Nun, dann irrst Du dich sehr, dann irrst Du dich fürchterlich."

Marcial lachte dabei laut auf, allein es kam ihm nicht vom Herzen.

„Ich soll mich irren?" fragte Genaro, ohne aus seiner Ruhe zu kommen; „ich begreife nicht, ich verstehe nicht, ich sehe nicht ein, ich fasse nicht (marcialischer Stil)."

der Du Alles wissen, verstehen, begreifen, rie= errathen willst (genaristischer Ehrgeiz), Du etwas nicht, woran Dir doch sehr viel gele= ›llte.“

was denn?“ fragte Genaro.

ich, Marcial, ich, wie Du mich hier siehst, ınd Genaro's, nicht dazu da bin, um als ı dienen.“

?“ sagte mit listigem Ausdruck Genaro.

. . . auch nicht als spanische Wand.“

meinetwegen. Ich heiße den Wind will=

nicht als Gardine, als Deckel, und am aller= um Mütter zu begrüßen.“

wozu sagst Du mir denn dies mit einer it einer Hoheit und mit einem hochtrabenden sich für eine bessere Sache geziemten?“ fragte

t Du es erfährst!“ versetzte Marcial mit al= hen Ernst, und verließ alsdann kräftigen und en Schrittes das Zimmer.

für ein Wahnsinn hat ihn befallen?“ fragte bian.

det sich augenscheinlich ein, daß er durchsichtig e dieser.

„Diese förmliche Sprache? Was fällt ihm denn ein?“ fragte Genaro weiter.

„Wahrscheinlich ist er über irgend etwas enttäuscht worden.“

„Ei, ei,“ erwiederte Genaro, und kratzte sich hinterm Ohr, „dergleichen schmerzt allerdings.“

„Genaro, Genaro, Du hast kein ehrliches Spiel gespielt; weshalb sollte man ihn in seinem Irrthum belassen?“

„Hat er nicht sich selbst in diesem Irrthum erhalten?“ versetzte Genaro, „er selbst mit der festen Zuversicht, mit der sich Retel auf den Hals seiner Flasche setzt. Wer sich selbst täuscht, der muß auch Enttäuschungen erfahren. Uebrigens, mein Sohn, muß in dieser Welt ein Jeder bei seinem Spiel aufpassen wie Anton Perulero.“

„Und die arme Lagrimas, Genaro, diese Perle, die Du nicht zu schätzen wußtest?“

„Ist eine verbotene Frucht, Fabian, die ein Cerberus bewacht, da sie ein Kapital repräsentirt.“

Sechstes Kapitel.

August 1848.

Trotzdem Marcial seine Freunde diesen Morgen im Zorn verlassen hatte und man wohl vermuthen konnte,

ıffen Cupido's aufhängen und sich wie Zelt zurückziehen würde, sah man ihn ›hnten Stunde sich nach der Abendgesell= er Miene begeben, die ebenso Verachtung .ıung ausdrückte.

schritt den beiden Freunden voran und träl= n ihm übersetzte Lied:

„Wenn der König will geben mir
Madrid, seine Hauptstadt,
Und verlangt, daß ich lass' hier
Sevilla, das doch auch Stadt."

Berg will gebären," sagte Genaro zu Fabian.

ja," versetzte dieser, „der Vulkan raucht. Zwei= Jahre später wird man, wie zu Herculanum mpeji, die Verschütteten, Reina und Genaro, :n, und ich verspreche Euch, Euer Plinius zu

wie sie ankamen, blieb Marcial an der Thür nmers stehen, während er sonst zuerst einzutreten , er stellte sich zur Seite und ließ mit ausgesuch= Höflichkeit seine Freunde vorangehen. Diese be= :n die Markise, Marcial dagegen, der als Ver= :er des Hauses sich das wohl herausnehmen konnte, sofort zum Piano, ergriff die sämmtlichen Noten egte sie auf einen leeren Stuhl, der an einem Fen=

ster unweit Reina und den sie umgebenden Freundinnen stand.

„Was soll das heißen, Marcial?“ sagte diese. „Was willst Du mit all der Musik? Willst Du ein Solo singen?“

Marcial gab keine Antwort; nachdem er die Noten in Sicherheit gebracht hatte, die den gegen ihn begangenen Verrath bergen sollten, begrüßte er seine Tante.

Reina erhob sich und beauftragte einen Diener, die Noten wieder an ihren Ort zu legen, aber Marcial, der sich eben umdrehte, stürzte sich über dieselben wie eine Löwin über ihre Jungen, brachte sie wieder nach dem Stuhl und setzte sich auf sie. Bei seiner langen Gestalt sah er jetzt ganz wie ein Prediger auf der Kanzel aus.

Allein es vereinigte sich dreierlei, daß Marcial nach einer Weile die Geduld verlor. Einmal war er von den Uebrigen zu entfernt, um an den Unterhaltungen theilnehmen zu können; zweitens wünschte er nichts sehnlicher, als sich mit seiner Cousine auszusprechen und sich selbst die Ueberzeugung zu verschaffen, die ihm noch immer ein Ding der Unmöglichkeit schien; dann wollte er Reina gerechte Vorwürfe und vernünftige Vorstellungen machen, sie durch schlagende Beweise überführen, wie unrecht sie gethan, und ihr den verdienten Tadel nicht vorenthalten. Endlich fiel ihm die Art des Sitzens äußerst lästig, aber trotz alledem wollte er die Noten

nicht aus der ihm so wichtig erscheinenden Obhut lassen.

„Höre, Du Gläserspüler," sagte er zu einem Bedienten, der Kerzen nach einem L'Hombretisch trug, „rufe mir einmal Don Fabian."

Fabian kam herbei.

„Bist Du mein Freund?" fragte ihn Marcial feierlich.

„Nun, wie kannst Du daran zweifeln?" versetzte Fabian.

„Willst Du mir davon einen Beweis geben, da ich mich soeben in einer der größten Verlegenheiten befinde?"

„Ich werde Alles thun, was Du von mir verlangst, Marcial."

„Du weißt, vollkommener Freund, der Du gerade das Gegentheil von andern Leuten bist, wie sich diesen Morgen die schwärzesten Treulosigkeiten aus ihrer Höhle, Grotte, Grube hervorbegeben und sich mir vor Augen gestellt haben."

„Marcial, ich habe Dir bereits gesagt, daß Du verblendet bist und kein Recht hast, Dich zu beklagen."

„Aber ich bin berechtigt," versetzte Marcial mit einer immer ernster erklingenden Stimme, „ihre Pläne zu zerstören, wie sie die meinigen zerstörten. Sie wollen den Krieg. Nun gut, sie sollen ihn haben!

Wollt Blut Ihr haben,
Blut uns ist eigen,

Es soll sich zeigen,
Blut sollt Ihr schau'n.
Doch mit dem uns'rigen
Eures vermische sich,
Fließen gemeinschaftlich
Beides soll traun.

„Marcial, Marcial! Um Gotteswillen weg mit solchen Erinnerungen an die barbarischen Zeiten der Poesie und politischer Leidenschaften; mich schaudert, wenn ich dergleichen von Dir höre."

„Du hast recht, ruhiger und poetischer Dauro, o Du, der Du eine der Federn des wieder auflebenden spanischen Phönix bist; aber trotz alledem kannst Du mir nicht meine Berechtigung nehmen, Pläne, die meine früheren, unbestreitbaren, feststehenden Rechte vernichten wollen, zu Schanden zu machen."

„Und was hast Du vor, Marcial?" fragte Fabian mit einiger Unruhe; „willst Du mich bei einem Beginnen, das ich nicht billigen kann, in Verlegenheit bringen?"

„Nein, ich kann mir nichts vergeben."

„Aber was verlangst Du von mir? Was soll ich denn thun?"

„Ich wünsche," sagte Marcial mit einschmeichelnder Stimme, „daß Du dich hierher setzest."

Fabian wandte ihm halb wüthend, halb lachend den Rücken.

„Undankbarer Strom!" rief ihm Marcial nach, vergaß aber vor lauter Ungeduld das „ruhig" und den Namen „Dauro". „Ich würde mich statt Deiner selbst zwischen die Hörner einer Kuh gesetzt haben."

Allein zum Glück für Marcial öffnete sich in diesem Augenblick die Zimmerthür und es erschien die lange, hagere, traurige Gestalt Tiburcio's.

„Civico!" rief erfreut Marcial.

Tiburcio trat an ihn heran, nachdem er seine Begrüßung angebracht hatte.

„Sind Sie mein Freund?"

„Die Freundschaft lebt in meinem Herzen, wie die Ideen in meinem Kopfe leben," versetzte der Villamariner.

„Wollen Sie mir davon einen Beweis liefern?"

„Dasch würde alle meine Wünsche krönen."

„Sie werden es mir also nicht abschlagen wie jener Fabian, dieser ruhige Lethe, der seine Versprechungen vergißt?"

„Der Mann darf dem Manne nichts abschlagen."

„Ich billige diesen Gedanken und gebe ihm insofern noch einen weiteren Inhalt, als ich ihn auch auf das Weib ausdehne. Sie sind also bereit?"

„Zu Allem."

„Dann setzen Sie sich hierher!" sagte Marcial, indem er Civico auf dem Notenhaufen Platz nehmen ließ, um auf diesem einsamen Posten das leibhaftige Bild einer männlichen, verlassenen Dido vorzustellen.

„Es scheint, Du hast Deine Präsidentschaft aufgegeben, Cousin," sagte Reina zu Marcial, der sich mit gekreuzten Armen vor sie hingestellt hatte.

„Komme mir nicht immer mit Deinem „Cousin", undankbare und schrankenlose Reina; ich bin wirklich nicht so sehr Dein Cousin, wie Du es Dir denkst."

„Ich möchte, Du wärest es weniger, denn dann würdest Du dich nicht unterstehen, ein solches großthuerisches Wesen anzunehmen, was ebenso lächerlich als beleidigend ist."

„Ich hätte es nicht geglaubt!" rief Marcial.

„Was denn?"

„Ich hätte es nicht gedacht!"

„Wie so?"

„Ich hätte es mir nicht vorgestellt!"

„Was für ein Wunder? was für ein Phänomen? was für ein Entsetzen?"

„Daß Du mich nicht liebst, da ich Dir doch zwanzigtausendmal meine Liebe erklärt habe."

„Nun, Marcial, neunzehnhundertundneunundneunzigmal sind zu viel, da ich gleich das erste Mal Dir er-

klärte, Du möchtest mit Deiner Musik nur anderswohin gehen, und das hast Du erst diesen Abend gethan."

„Und weshalb hast Du das gesagt? Weshalb liebst Du mich nicht, undankbare Cousine, die da einen schlechten Geschmack besitzt?"

„Höre, Marcial:

Und weshalb ich Dich nicht liebe,
Ja, das weiß ich nicht;
Aber daß ich Dich nicht liebe,
Ja, das weiß ich wohl."

„Du weißt doch, schönes, aber unüberlegtes Wesen, daß Deine Mutter mich sehr gern mit vollen Backen Schwiegersohn genannt hätte?"

„Narr, das wäre etwas für Dich gewesen, meine schöne Mama Schwiegermutter zu nennen."

„Ich sage nicht nein; Eines kann recht wohl neben dem Andern bestehen. Aber, launenhafte Reina, die Du keine anderen Räthe Deiner Krone als jene Flora hast — und die kann Dir doch höchstens beim Putz einen Rath geben — liebst Du denn wirklich diesen allerschlauesten Fuchs Genaro, der ein so schlechter Liebhaber und ein noch schlechterer Freund ist?"

„Wer hat Dir das gesagt?" fragte Reina ärgerlich.

„Ich, der ich es weiß."

„Dann weißt Du es ebensowenig, wie so vieles Andere."

„Ich weiß es sehr gut, und sogar schwarz auf weiß," versetzte Marcial geziert, „daß der Cousin, der Marcial, heute Abend als Schirm dienen soll, damit man ein gewisses Billet zwischen den Noten verbergen kann; allein Marcial läßt sich auf solchen Trug nicht ein. Du siehst, wie ich Euren Plan zu Schanden gemacht habe. Die Noten sind, wenn auch nicht verschlossen, doch besetzt. Arien, Duetten, Chöre, Alles befindet sich unter polizeilicher Aufsicht und wird auf das Strengste beobachtet."

„Wir wußten bereits," sagte Flora, „daß Sie nicht viel auf Musik geben, allein es war uns unbekannt, bis wie weit Sie derselben den Krieg erklärt haben. Anfangs glaubten wir, Sie hätten sie deshalb unter die Presse gebracht, weil Sie aus der Musik Oel pressen und so dem Gehör ein sanfteres Vergnügen gewähren wollten; allein wir sehen, daß die Aermste ohne allen Grund, nachdem sie unter dem Druck des Herodes gelitten, nunmehr den des Pilatus erdulden muß, und dies hat doch keine andere Folge, als daß nach solcher Bedrängniß sich die Allegro's in Klagelieder, die Chöre in Miserere's und die Strauß'schen Walzer in Lamentationen umwandeln. Die heil. Cäcilia wird aufhören zu singen und statt dessen weinen, Marcial."

„Die Musik ist zu wenig verschwiegen, um als Vertraute gute Dienste leisten zu können," versetzte dieser; „das paßt besser für die Göttin der Blumen, aber nicht

der Blumen, die den lieblichen Honig in ihrem Schooße bergen, sondern die unter ihrer äußeren Pracht Gift enthalten, wie die Belladonna und deren Gefolge."

„Marcial, ich benachrichtige Sie, daß Civico viel zu viel Harmonie einsaugen wird; am Ende stürmt er mit einem furchtbaren Recitativ zu Ehren des Monchu*) Cabet, wie Fabian sagt, hervor."

„Aber heute Abend geht er nicht nach Ikarien; er rührt sich nicht fort, Sie mögen machen, was Sie wollen. Nein, heute Abend giebt es keine Stafette, man muß sich mit dem Telegraphen begnügen. Die Rache ist das Vergnügen der Götter, wie Hippokrates oder Sokrates sagt, es kommt auf eins heraus."

„Marcial," sagte Flora mit all' dem neckenden Geist, der den Andalusierinnen eigenthümlich ist, „verkünden Sie Amnestie, befreien Sie die so schwer unterdrückten Arien, Duetten, Walzer, die man unrechtmäßiger Weise des Verraths beschuldigt und die man in eine ganz neuerfundene Lage gebracht hat. Sehen Sie," fügte sie hinzu, indem sie einen gestickten Zipfel ihres Taschentuches öffnete und die Ecke eines Billets zum Vorschein kommen ließ, „und überzeugen Sie sich, daß Civico vergeblich bemüht ist, sich im Gleichgewicht zu erhalten,

*) Monsieur.

wie er sich ja auch sonst vergebens bemüht, die Gesellschaft umzustürzen; wenigstens meint dies Fabian."

„Flora, Flora," rief Marcial wüthend, „bedenken Sie, daß ein unkluger Freund schlimmer wie ein Feind ist. Ich verliere Dich," so sprach er dann zu Reina, „ich sehe, ich bemerke, ich erkenne es; aber dafür verlierst Du auch mich, das ist die Buße für Deine Sünde. Verlieren, zurückweisen, verachten und verweigern eine Partie, wie ich bin!"

„Nun, nun, mache Dich nur nicht gar so groß."

„Ja, ja, deshalb nennst Du mich den großen Marcial. Ja, ja, Dir gefallen nur die Schwächlinge. Cousine, bedenke, daß es kein schlechtes Jahr ist, in dem es viel Weizen giebt. Hast Du dir es wohl überlegt, Cousine, was Du verlierst? Eine Partie wie ich, so hochgeboren!"

„Der Bischof ist mehr als hochgeboren."

„Mit unmittelbarer Anwartschaft auf die Grandenwürde."

„Nach der ich kein Verlangen trage."

„Mit Ansprüchen auf ein Herzogthum!"

„Aber mit keinen an mich, also sei nicht erst aufdringlich. Muß man Dir denn das Nein wie die Blattern einimpfen?"

„Mit einem so großen Reichthum!"

„Und mit einem noch größeren an Worten."

„Mit so vielen Mühlen!"

„Und so vielen Plagen."

„Mit so großen Viehtriften!"

„Und allem, was Unangenehmes drum und dran hängt."

„Ich entziehe Dir meine Liebe, meine Neigung, meine Bewunderung und meine Sympathien."

„Das wird man meinem Gesicht nicht ansehen."

„Lebe wohl also, Du, die Du die Undankbarkeit bis auf's Fabelhafte, Ungeheuerliche, Phänomenale getrieben hast. Lebe wohl, auf Nimmerwiedersehen!"

„Auf Nimmerwiedersehen, Amen!" sagte Reina. „Erlöse doch Tiburcio, oder ist dies eine neue, von Dir erfundene Methode, Jemandem Musik beizubringen? Civico," fügte sie hinzu, während Marcial mit eiligen Schritten seinen Hut holte, um fortzugehen, „gefällt Ihnen die Musik?"

„O ja, Schennora; aber blosch die schpanische; in Frankreich giebt esch keine."

„Nun, und Auber, Adam, Halevy, Herold, Berlioz, F. David?" sagte Fabian.

„Ach, bah! Zusammengeschtoppeltesch Zeug!" versetzte Tiburcio mit der Verachtung eines Pseudoaufgeklärten, des echten Bruders eines niederträchtigen Millionärs.

„Nun, und die italienische?" fragte Reina.

„Ischt blosch zum schingen."

„Und die deutsche?“ rief Flora, die sehr musikalisch war.

„Ischt allein in den Walzern des Schtrausch anzuhören. Esch giebt nur eine Muschik und dasch ischt die schpanische. Mein Freund, der Meischter Arpegio, hat eine Oper komponirt, welche alle Vorzüge des universchalen Genieschs in schich vereint.“

„Ich habe nie einen solchen Meister nennen hören,“ sagte Reina.

„Ei, wasch wollen Schie! Er ischt ja ein Schpanier. Scheine Oper ischt ein Meischterwerk, und Schie können mir glauben,“ dabei legte er seinen langen Zeigefinger an eines seiner ebenso langen Ohren, „alle Andern haben Ohren, aber ich . . . ich habe Gehör.“

Da rief Marcial Tiburcio.

„Kommen Sie,“ sagte er, „es ist nicht länger nöthig, daß Sie Wache halten, denn was verhindert werden sollte, ist bereits geschehen. Gehen wir auf den Herzogsplatz, um die Natur zu genießen und von Politik zu sprechen, denn die ist jetzt das Wichtigste. Die Weiber sind unwürdig, höchst unwürdig, um unsere hochherzige Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Wenn es sich nicht darum handelte, daß ich Deputirter werden will, so würde ich sofort in ein Trappistenkloster gehen, um ja kein Weib mehr ansichtig zu werden. Wenn man ein Weib zur Präsidentin des Kongresses macht — und das

ist wohl möglich, wenn das emanzipirte Weib Ihrem Wunsche gemäß obsiegt —, so gebe ich sogleich meine Deputirtenstelle auf. Ach, herrschte doch in Spanien ein Pharao und ließe alle neugeborenen Mägdelein umbringen, wie es jener in Egypten über die neugeborenen Knäblein verhängte. Was für ein Verein von Katze, Schlange und boshafter Elster! Wie haben sie für alles Böse, für alles noch Schlimmere Neigung, Instinkt und Sympathie. Haben sie zwischen zwei Dingen zu wählen, sie wählen gewiß das Schlechtere. Gilt es, Jemanden zu kränken, dies Geschmeiß wird es am schnellsten anzustellen wissen. Gilt es, zu lügen und zu trügen, da sind sie gleich dabei. Gilt es, Jemanden zu verspotten oder zu verhöhnen, keiner thut es lieber wie sie. Die heil. Schrift ist im Irrthum: solches scheusliche Ungeziefer entsprang nicht aus der ehrenwerthen Rippe des Mannes; Lucifer hat sie gegen eine der seinigen umgetauscht. Was erfinden sie nicht für Geschichten gegen die würdigen Männer, welche sich mit der Politik befassen; es ist nicht zu glauben! Welchen Verrath wissen sie nicht im Augenblick zu ersinnen gegen ehrenhafte Männer! Man wird ganz verblüfft darüber; und wir, wir stehen gleich einfältigen Menschen mit offenem Munde vor ihnen, und sind gegen sie die Aufmerksamkeit selbst. Sind wir denn wirklich so dumm wie Bohnenstroh? Doch genug hiervon! Man muß ihrer

schrankenlosen Tyrannei, ihren verkehrten Launen, ihrer Halsstarrigkeit eine Grenze setzen. Ich mache noch heute einen Gesetzesvorschlag, um ihn bei den Cortes einzubringen, gegen die Rechte . . ."

„Die Rechte wessen?" fragte Tiburcio erschrocken, unwillig und außer sich, während er mitten auf dem Platze stehen blieb, so daß er im Mondschein als die längste Stange unter den Stangen erschien.

„Gegen die Rechte der Weiber!" schrie ihm Marcial zu. „Ich verlange, daß man ihnen verbietet, einen Mann als Gatten auszuschlagen, wenn derselbe allen den materiellen, körperlichen und geistigen Bedingungen genügt, die zu einem vollkommenen Ehemann erforderlich sind, d. h. wenn er Rang und Geld, Gesundheit und ein gutes Aussehen besitzt, von vornehmer Geburt und einsichtig ist."

Nachdem Marcial lange Zeit durch diese und ähnliche Reden seinem Unmuth Luft gemacht hatte, sagte Tiburcio zu ihm:

„Ich bin in groscher Verlegenheit, Freund Marcial, denn meine Mutter, diesches heilige Mannweib, schreibt mir, dasch ich nach dem abscheulichen Nescht Villamar zurückkehren scholl, wo ich dasch Tageschlicht erblickt habe, und schie will mich durch Hunger zwingen, dasch ich mich lebendig wie eine Veschtalin begraben laschsche."

„Und Sie können nicht hier bleiben, weil es Ihnen

an Mitteln fehlt?" fragte Marcial. „Nun, so kommen Sie morgen zu mir; ich habe frische Truppen und werde Ihnen sechs Unzen leihen."

„Ich danke Ihnen für dieschen Beweisch Ihrer Freundschaft und werde Ihnen Quittung geben."

„Von meinen Freunden nehme ich nichts Schriftliches," versetzte Marcial.

In der That hatte Tiburcio einige Tage zuvor folgenden Brief erhalten:

Brief der Tiburcia an Tiburcio.

„Dönkst Du, Du raubgürüger Wolf, daß meun Oheum Bartulumé mür gute Cuartu's hünterlassen hat, damüt Du sü vörschwöndest, indöm Du wü eun Markûs löbst, währönd wür wü dü Maulösel arbeuten müssen. Wahrhaftig, das üst nücht röcht; also, Du Teufölssohn, üch wörde müch freuen, wönn Du düses beu vollkommöner Gösundheut örhältst, und Du düch müt dörsölben auf das Maulthür dös Oheums Blas, dös Fuhrmanns, sötzest und sofort hürhör kommst. Wönn Du düses nücht thust, so komme üch, so wahr üch Tiburcia heuße, nach Sövülla und vor Görücht und öntzühe Deunen und Deunes Vatörs Klauen die Cuartu's, wölche mür meun Oheum Bartulumé hüntörlassen hat."

Dieser Brief hatte nicht die gewünschte Wirkung gehabt, da durch das Darlehn Marcial's hohe Fluth in dem Geldbeutel Tiburcio's statthatte; daher sah sich die Alcaldin genöthigt, ihre Drohung zu erfüllen. Sie machte sich demgemäß auf den Weg, ohne den Bitten und Vorstellungen des Alcalden nachzugeben, so kühn dieser auch immer seinen Amtsstab schwingen mochte.

Drei Tage später sah man daher eine glänzende Kavalkade auf den Straßen Sevilla's einherziehen. Auf einem Maulthier, das gleich einer im Treibhause erzogenen Pflanze sich in den kolossalsten Formen entwickelt hatte, befand sich wohlgegürtet ein eine Dritteelle dicker Saumsattel und oberhalb desselben öffneten sich die kräftigen Arme eines Frauensattels, um die riesige Gestalt der Frau Alcaldin von Villamar zu umfangen, die durch ihre Kleider noch an Umfang gewann. Unter dem Druck einer ungewohnten Last sträubten sie sich empor und öffneten ihre fürchterlich gesteiften Falten, wie der Pfau seinen Schweif emporrichtet, wenn er beunruhigt wird. Das Maulthier spitzte bald das eine Ohr, bald das andere, bald beide zugleich, als wollte es zeigen, daß eins und eins zwei machen. Einige Fuhrleute auf kleinen Maulthieren oder Eseln stellten leibhaftig die Trabanten dieses gewaltigen Gestirns dar und umkreisten es mit den bei ihnen üblichen Aufmerksamkeiten: „Vorwärts, Maulthier! Holla, Vieh! Verwünscht sei Deine Haut!"

Eine Königin auf ihrem Throne kann sich nicht glücklicher fühlen, als sich die Frau Tiburcia auf dem ihrigen, umgeben von ihrem Hofe, befand.

Sie trug sich noch nach den alten Erinnerungen an ihre Heimath: ein rothes Tuch war um ihr Haupt gewunden und die beiden Enden bildeten eine furchtbare Rosette an der linken Schläfe.

Sie hatte plumpe und große silberne Ringe von galizischer Filigranarbeit in den Ohren. Ein schwarzes Sammetband, von welchem ein Kreuz herabhing, umschlang ihren Hals, den ein moderner, für das Zarte und Schlanke begeisterter Dichter nicht mit einem Schwanen-, ja nicht einmal mit einem Gänsehalse hätte vergleichen können. Vom Gürtel hingen einige wohlgefaltete Röcke herab, die so buntscheckig aussahen, wie die Schaar der aus der Schule strömenden Kinder, so schreiende, einander entgegengesetzte Farben hatten sie; allein sie bedeckten nicht die großen Füße, die frei gegeneinander baumelten. Auch diese spitzten sich gleich den Ohren des Maulthiers und schienen kühnlichst zu fragen, ob es einen galizischen Fußtritt kennen zu lernen wünsche. Die Alcaldin war, wie sich der Leser erinnern wird, eine heftige Feindin der Handschuhe; ihre Hände stützten sich daher in ihrer natürlichen und unschuldigen Blöße auf die Arme des Frauensattels, wie ein Löwe seine Tatze auf eine Kugel stützt. So zog die Sennora Tiburcia, sie selbst sowie

ihr Maulthier eine kräftige Erscheinung, durch die Straßen von Triana und Sevilla; sie hielt die Humeros für den Alcazar, den Café de la Campana für die Lonja, St. Andreas für die Kathedrale, und gelangte endlich nach dem Platz von la Pava, wo ihr Sohn wohnte.

Wie Tiburcio das Getrappel der Thiere hörte, steckte er seine lange Nase zum Fenster seines kleinen, niedrigen und feuchten Zimmers hinaus, und man kann sich seinen Schrecken denken, als er die seiner Mutter erblickte.

„Uech tröte hür eun, obgleuch man müch nücht empfängt," sagte Sennora Tiburcia, als sie kriegerischen Schrittes in das Haus ging. „Uech bün dü Mutter düses raubgürügen Mönschen, Gott und Uehnen zu dünen, und üch wüll ühm die Ohren reuben."

Die gute Alcaldin war so wohl gerüstet und so fest entschlossen, gerichtliche Hülfe in Anspruch zu nehmen, wenn ihr Sohn nicht mit ihr nach Villamar zurückkehren würde, daß dieser, wie betäubt durch die lärmenden Drohungen seiner Mutter und durch die Verhältnisse gedrängt, am folgenden Tage mit ihr abreiste; aber er verwünschte es, daß sie die grobe Urheberin seiner Tage und die grausame Urheberin seiner Leiden war.

Siebentes Kapitel.

August 1848.

Bald darauf schrieb Lagrimas an Reina folgenden Brief:

„Ich habe Dir aus zwei Gründen nicht früher geschrieben, meine Reina; einmal, weil ich so schwach bin, daß die Feder meiner Hand so schwer erscheint, wie der Degen der Hand eines Kindes, und mir ihre Dienste versagt, als wollte sie mir selbst den letzten Trost entziehen. Zweitens reizt es mich nicht zum Schreiben, da ich überzeugt bin, daß ich Dir damit keine Freude mache. Ich will Dir nicht was vorklagen, Reina; Klagen sind verhohlene Bedürfnisse; liebe Du mich nach Deiner Weise, ich werde Dich nach der meinen lieben. Besteht der Unterschied in unserm Lieben etwa darin, daß die Trauer zärtlicher ist, wie die Heiterkeit? daß Leiden das Herz erweichen, Freuden es erkälten?

Das ist natürlich und einfach; allein es ist ebenso gut möglich, daß ein Jeder geliebt wird, wie er es verdient. Dem sei nun, wie ihm wolle, ich gebe so viel, als ich vermag, und bin zufrieden mit dem, was ich erhalte.

Fabian sagte:

Ja, wohl könnte prahlen ich,
Daß nicht Furcht kennt mein Herz,
Aber Du fühlst nicht den Schmerz,
Den Du lässest fühlen mich.

Ich schreibe diesen Brief mit Unterbrechungen, daher wird er keinen Zusammenhang haben, aber traurig wird er durch und durch sein, denn alle meine Augenblicke sind es ja. Mache mir deshalb keine Vorwürfe; ich kann nicht heucheln, am allerwenigsten Heiterkeit, die ich gar nicht kenne. Hätte ich sie doch von Flora lernen können, der Gott sie verliehen hat, wie die Eltern ihren Kindern Belohnungen ertheilen, wenn sie gut sind.

Ich habe Dir nur wenig mitzutheilen: ich sehe Niemanden und kann Niemanden sehen, weil ich mein Zimmer nicht verlasse. Neulich bemerkte das Dienstmädchen, ein sehr unfreundliches Geschöpf, daß ich kaum Athem holen konnte und ersticken wollte; sie mag Mitleid mit mir empfunden haben, und schlug vor: ich möchte mit ihr den Thurm besteigen, vielleicht würde mir die reine Luft gut thun und die schöne Aussicht mich erheitern.

Es war mir nicht möglich, bis auf die höchsten Stufen zu steigen. Die Häuser in Cadix nämlich, die mit großem Luxus gebaut sind, haben sehr hübsche, hohe Thürme; ich stieg jedoch hoch genug, um die Aussicht genießen zu können. Sie ist schön, aber wie traurig! Meer und immer Meer, Reina, und das ist so einför-

mig, wie ein Schmerz, für den es kein Heilmittel und kein Vergessen giebt. Die Schiffe, welche in der Bai vor Anker lagen, kamen mir wie Särge vor, die ihr Kreuz über der Erde erheben, anstatt sich mit demselben verscharren zu lassen. In der Ferne erblickte man längs der Küste viele Ortschaften, die so weiß aussahen, daß sie Schafheerden glichen, die an einen See zur Tränke hinabgestiegen wären.

Das Meer war an jenem Tage ruhig, wie man zu sagen pflegt, die Sonne verlieh ihm einen Glanz, wie im Kleinen eine Kerze einem Brillanten. Aber glaube ja nicht, Reina, daß das Meer in seiner Ruhe zugleich heiter ist; nein, es schläft, und auch dann ist es nicht ganz besänftigt, denn sein Schlaf ist nicht ungestört und sein Athmen setzt es in unaufhörliche Bewegung. Wie dürr und abgestorben sieht der Boden aus, den es betreten hat; er ist mit Salz bedeckt, wie nach dem Fluch in der heiligen Schrift.

Etwas Schönes giebt es in Cadix, Reina, das ist sein Leuchtthurm. Den Leuchtthurm hat Jemand erfunden, der auf dem Meere einen Sturm bestand, wie wir ihn erlebt haben. Die Leuchtthürme sind Sterne, Reina, die die Liebe vom Himmel auf die Erde herabholte. Wenn ich ihn betrachte, Reina, wie er so ernst und so traurig aussieht, so denke ich, das mag seinen Grund haben in den Schiffbrüchen, deren Augenzeuge er war,

ohne Hülfe gewähren zu können, da er ja nur zu wachen und die Gefahr zu verkünden im Stande ist; denn er hat, wie alle menschliche Hülfe, nur eine beschränkte Macht; Gott allein ist unbeschränkt und allmächtig.

Wenn ich reich wäre und über das Meinige verfügen könnte, so würde ich mein Vermögen zur Errichtung eines Leuchtthurmes bestimmen. In seinem Innern müßte sich eine Kapelle befinden, in welcher Gläubige zum Herrn für die Unglücklichen zu beten hätten, die auf dem Meere sind, damit so ihnen beiden Hülfe erwiesen würde.

Nicht wahr, Dich ermüdet das Lesen dieses Briefes, Reina, wie mich das Schreiben desselben? Ich merke recht gut, daß Du noch immer mit ihm auf feindlichem Fuße lebst, obgleich Du mir ihn kaum nennst; und doch solltest Du wissen, welche große Freude Du mir damit gemacht hättest, und überzeugt sein, daß dies mein einziger Trost bei einer Trennung ist, die mein Leben in eine Strafe umwandelt. Wenn er mich liebte, wie ich glaube, daß man lieben muß, so würde er wohl sich herabgelassen haben, Dich zu ersuchen, daß Du mir in seinem Namen mittheilen möchtest, er hätte mich nicht vergessen. Wie viel habe ich nicht von Eurem gegenseitigen Widerwillen zu leiden gehabt. Weder Deine Freundschaft noch seine Liebe mochten mir das kleine Opfer bringen, Euch nachgiebig zu zeigen, als ich noch

bei Euch war, und auch jetzt nicht, da ich von Euch getrennt bin.

Der Arzt behauptet, daß ich mich wohler fühlen würde, wenn ich Cadix verließe; so oft er aber auch darüber mit meinem Vater sprechen mag, sagt dieser weder nein noch ja. Mir ist es gleichgültig, denn ich besitze nur noch so viel Kraft, Reina, um Eines zu wünschen, nämlich Euch sehen zu können.

Brüllend ist die Tagundnachtgleiche vorübergegangen und hat Cadix das Schauspiel eines ergrimmten Kampfes zwischen Meer und Sturm gegeben. Wie krank war ich da, meine Reina. Jetzt haben wir Hundstage, und Du wirst im Hofe unter den Blumen wie deren Königin thronen. Ich glaube Dich vor mir zu sehen und Alles, was Dich umgiebt, und oft schließe ich die Augen, damit nichts mich in dieser Betrachtung störe, wie ich es beim Gebet zu machen pflege. Hier haben wir wüthende Ostwinde, die mich sehr krank machen. Die Ostwinde sind hier die Sommerstürme, sie bringen glühenden Sand und Staub und dorren damit die Erde aus; ein Beweis, meine Reina, daß es weder für die Natur noch für das Herz ein harmlose Jahreszeit giebt. Du siehst, Reina, wer diesen Brief statt meiner geschlossen hat: Thränen*)."

*) Im Spanischen Lagrimas.

Dieser mit solchem Zartgefühl und mit solcher Schwermuth geschriebene, arme Brief war Reina unangenehm; sie hob ihn auf und zeigte ihn Niemandem. Trotzdem antwortete sie nach einiger Zeit ihrer Freundin in folgender Weise:

„Wenn Du dort Ostwinde hast, so haben wir hier auch dergleichen, und dann wieder plötzliche Windstillen, meine geliebte Lagrimas; also bilde Dir ja nicht ein, daß irgendwo das Paradies ist. Die Hoffnung vergoldet die Zukunft, die Erinnerung verleiht der Vergangenheit ein dichterisches Gewand, nur die Gegenwart hat keinen Sachwalter; deshalb muß die Vernunft die Dinge in das rechte Licht setzen, wollen wir ruhig leben, und hat die Vernunft in einem so gelehrigen und so sanften Charakter, wie der Deinige ist, ihren Wohnsitz, dann muß sie allmächtig sein. Trachte nicht, meine geliebte Lagrimas, nach dem, was das Geschick Dir versagt, denn alsdann kannst Du nie Deine Gesundheit wiedergewinnen. Erinnere Dich des Sprüchworts unserer Flora: „Vergessen ist besser", und bedenke, daß das Vergessen ein Balsam und die Erinnerung ein Aetzmittel ist.

Ich möchte Dich durch meinen Brief zerstreuen und nicht Ideen wiederbeleben, die Dein Vater mißbilligt; ich werde daher nichts berühren, meine Tochter, was auf jene hindeuten könnte, denn es ist mein sehnlichstes

Verlangen, daß Du dich einer guten Gesundheit und eines ruhigen Geistes erfreuen sollst.

Ist es denn gar nicht möglich, daß Du dich entschließest, endlich einmal das Meer außer Acht zu lassen, das Dich so beängstigt, während es Andern so schön erscheint? Es umgiebt Cadix wie eine Freundin, es macht dasselbe reich und theilt ihm seine Thätigkeit mit; es kühlt ihm mit seinen Briesen schmeichelnd die Stirn, es lullt dasselbe mit seinem Wogengemurmel in Schlaf und bietet ihm seine schmackhaften Fische dar. Das Meer nimmt den Flüssen ihre Bürde ab, damit diese uns nicht überschwemmen, es nimmt die Schiffe wie eine Mutter die Kinder in seine Arme, öffnet ihnen seine Pfade, und wo sich eine Klippe zeigt, peitscht es dieselbe, als wollte es sie aus dem Wege räumen. Kommt ein Schiff dazu, wenn das Meer mit dem Sturme kämpft, so sucht es dasselbe zu schirmen, wenn dieser es zertrümmern will. So betrachtest Du das Meer nicht, blos weil es ein furchtbares Antlitz zeigt. Weißt Du, welches Geheimniß, wie Du glaubst, das Meer in seinem Schooße birgt? Flora weiß es und trägt mir auf, es Dir zu sagen: Perlen wie Du, Korallen wie sie, und Ambra wie ich.

Ich werde Dir Einiges von dem, was sich hier zuträgt, erzählen, um Dich zu unterhalten. Marcial und ich wir haben uns gründlichst miteinander gezankt. Er

hat sich von unserm Hause zurückgezogen, wie sich das Meer zu gewissen Zeiten nach der Springfluth zurückziehen soll; nur hat er, meine Tochter, nicht wie jenes auch nur ein Körnchen Salz zum Andenken hinterlassen. Er hat mir gedroht, daß er jede Illusion, jede Sympathie in Bezug auf mich aus seinem Kopfe verbannen wolle: da es mir nun höchst gleichgültig ist, ob er in seinem Kopf Illusionen in Bezug auf mich oder gekochte Erbsen hat, so hat mich seine Drohung nicht erschreckt. Er hat sich unter die Advokaten aufnehmen lassen und ist dann nach seiner Heimath zurückgekehrt, allwo man, wie verlautet, bei seiner Ankunft mit allen Glocken geläutet hat und ein Gefecht mit einjährigen Stieren veranstalten wird. Flora und Fabian führen ein Leben wie die amerikanischen Kolibri's, die so leicht sein sollen, daß die Luft sie trägt, weshalb sie denn auch keine Beinchen haben, um sich setzen zu können, sondern sich fortwährend im lieblichsten Duft der Blumen wiegen.

Civico ist aus der Zahl der Lebenden verschwunden; vorüber zog dieser traurige Wicht wie ein Meteor ohne Licht, wie ein Donner ohne Geräusch. Natürlich hat ihn Marcial beklagt und beweint wie die Ameise und die Maus Perez. Man erzählt: die Alcaldin wäre von Villamar gekommen, um ihren entflohenen Sohn aufzusuchen. Fabian hat sie gesehen und meint, sie hätte sich ausgenommen wie die Frau des Kolosses zu Rho-

dus auf dem trojanischen Pferde. Diese mütterliche und municipale Autorität nahm ihren Sohn in einem von Schilf geflochtenen Korbe mit, in welchem sich noch folgendes Gepäck befand — Alles Nachrichten von Fabian —: die edle, alcaldische Ehrsucht; verwelkte und gleich Herzensblumen vertrocknete Illusionen, eine Wabe, welche den dichterischen Honig liefert, zu einem Bilde zusammengepreßt, welches die Unabhängigkeit auf der Stirn, die Verachtung in den Augen und den Sozialismus auf der Nase erblicken läßt. Welcher Unsinn, meine Tochter! aber Flora diktirt und ich möchte Dich gern eine Weile zerstreuen.

Don Domingo erinnert sich Deiner stets mit einer so wahrhaften Liebe, wie Du sie kaum beanspruchen könntest, wenn Du Charlotte V. wärest. Flora umarmt Dich als Deine aufrichtigste Freundin, meine Mutter wie eine Mutter, und ich wie eine Schwester.

Reina.

P. S. Deinem Vater möge es schlecht ergehen."

Bevor Marcial abreiste, erhielt er folgenden interessanten Brief von Tiburcio.

Tiburcio an Marcial.

„Geliebter Freund!

Nur die Philosophie vermag einer Person, die kein Automat ist, den Gleichmuth zu geben, um wie ich in

diesem abscheulichen Nest vegetiren zu können. Der Mensch, welcher seinen Werth erkennt und wie ich zur Unthätigkeit verdammt ist, ist ein Strom, der sich unterwerfen soll, der aber endlich seine Deiche durchbricht, indem er sich einen Weg bahnt, wo immer er kann, ein Löwe, der sein Netz zerreißt, ein Adler, der seinen Kerker sprengt. Ich bin, wie so viele Andere, ein Opfer der verderbten, sozialen Ordnung, die uns unterdrückt. Aber entweder werde ich in meinem Vaterlande die Stelle einnehmen, die mir entspricht, oder ich werde gar keine bekleiden; ich würdige meine Fähigkeiten nicht herab, aber ich will auch nicht über die Stellung hinaus, die mir das Bewußtsein meines Werthes anweist. Entweder Cäsar oder aufhören*), das ist der Wahlspruch eines Mannes, der seine Würde und seine Stärke kennt. Da sich das Licht des Jahrhunderts überall hin verbreitet hat, so hat sich auch die Zahl der „höhergearteten" Männer beträchtlich vermehrt. Entweder muß die Regierung ihre Stellung aufgeben, oder sie darf sich nicht in die Gesetzgebung mischen. Ich sage dies deshalb, damit Sie, wenn Sie erst, wie natürlich, Deputirter sein werden, dies in den Cortes zur Sprache bringen. Zur Regierung müssen Männer gewählt werden, die ein Gewissen und Kopf haben. Bei Kopf fällt mir ein, daß

*) Im Spanischen: O César ó cesar.

Sie sich mir zu Dank verpflichten würden, wenn Sie mir einen republikanischen Hut schickten; diese sind die fashionabelsten und die einzigen, welche trägt Ihr ergebenster und verbanntester Freund, der am Spleen stirbt.

T. Civico von Munneira."

Leser in den Batuecas, mein lieber Freund, Du wirst natürlich nicht wissen, was fashionable bedeutet. Tröste Dich damit, daß ich Dir sage: wir kennen zum wenigsten vier Pseudo's, die dies widerrechtlich eingeführte Wort sehr häufig gebrauchen und es auch nicht verstehen; sie bringen es daher ganz falsch an und gleichen darin einem unserer Freunde im Innern des Landes, der aus einem Seehafen Austern zugeschickt erhielt: er ließ sie mit den Schalen und in Reis kochen wie Miesmuscheln. Wir wollen Dir es also erklären, damit es Dir nicht ergeht wie einem andern unserer Freunde, der drei Tage lang das Wort Potpourri in dem Wörterbuch der Akademie aufsuchte.

Fashion ist ein englisches Wort und bedeutet so viel wie das bon ton der Franzosen, das wir auch in unsere Sprache aufgenommen haben. In unserer Sprache giebt es kein Wort von gleicher Bedeutung, und hieraus folgern denn die Pseudo's, daß auch die Sache bei uns weder vorhanden war, noch vorhanden ist, daß ferner die spanische Sprache viel früher entstanden ist als die

Sprachen, welche beim Thurmbau zu Babel in's Leben traten.

Du und wir, die wir Beide nicht aufgeklärt sind, die wir noch das Fasten uns zur Ehre anrechnen und unsere Gebete hersagen, ohne uns darum zu kümmern, ob man uns deshalb für Heuchler hält, wir meinen, daß man das Wort um deswillen nicht erfand, weil es nicht nöthig war. Wenn nämlich Lope und Calderon sich der Worte Sennora und Cavalier bedienten, so war damit Alles bezeichnet, was man irgend bezeichnen wollte; sie rühmten nämlich dadurch, so weit es irgend möglich war, das Feine, Edle, Elegante, Ausgezeichnete, und sie waren so an diese Bezeichnungen gewöhnt, daß es ein Pleonasmus gewesen wäre, wenn man gesagt hätte: die feine und elegante Sennora, oder der edle und ausgezeichnete Cavalier. Heutzutage hat sich das freilich geändert: jetzt nennt sich Jeder selbst Cavalier, ohne darzuthun, daß er einer ist; daß aber einer Cavalier ist, das muß er beweisen, das darf er nicht blos so hinsagen. Es genügt aber allerdings jetzt, daß man ehrenwerth und tüchtig erscheint und einen Frack trägt, um sich für einen Cavalier zu halten. Sennora ist die allgemeine Bezeichnung für das weibliche Geschlecht geworden.

Stelle Dir nun, Leser, prächtige Ruinen, wie z. B. die des Parthenon vor, und daß die modernen Athe-

nienser auf und mit ihnen ein englisches Landhaus, einen Kiosk oder ein Belvedere erbauen, so thun sie gerade dasselbe, als wenn wir auf dem echten Wesen einer Sennora, eines Cavaliers das Landhaus Fashion, den Kiosk bon ton und das Belvedere Eleganz erbauen. Da hast Du's.

Es wird Dir einleuchten, daß sie ihren fremdartigen Charakter beibehalten. Weshalb bauen wir nun das Gebäude selbst nicht wieder auf, da wir doch das Material und das Modell dazu haben?

Das Fashionable im Sinne seines Vaters, Albion, der ihm das Dasein gab, ist die Feinheit, die Delikatesse und Auszeichnung in Bezug auf Personen und Dinge; es kennt keine andere Regel als die des guten Geschmacks, und seine Strenge und Unduldsamkeit machen seine Stärke aus. Alle Macht erscheint ihm wie eine nach Willkür herrschende Königin, selbst die glänzende und überwiegende Macht der englischen Aristokratie; es erklärte den König Georg IV. für einen der seinigen, dagegen ächtete es seinen Nachfolger, den König Wilhelm IV. Die Fashion ist nämlich nicht ein Kleid von kostbarstem Stoff, sondern ein Gewand von Leinwand, weiß wie frisch gefallener Schnee, das ein Fleck, und rührte er von reinem Wasser her, entstellt.

Wir bewundern bei den Engländern die Fashion, wie Alles, was fein und ausgezeichnet ist, denn am Ende

bezweckt es doch, die menschliche Natur zu erheben. Aber die Fashion ist eben eine Tochter der Engländer und hat daher auch ihren Charakter. Von Natur ist dieser rauh; soll er Feinheit erlangen, die ihm nicht angeboren ist, so bedarf er eines strengen Diktators, und diese Diktatur gaben sich die Engländer in den Regeln der Fashion, deren Kleinigkeitskrämerei und Jämmerlichkeit höchst lächerlich erscheinen müssen in einer Gesellschaft, die so viel auf den Ernst giebt und aus so vortrefflichen Leuten zusammengesetzt ist.

Jedes Ding gehört an seinen eigenen, ihm angemessenen Ort.

Alles über einen Leisten zu schlagen, ist ein widersinniges Unternehmen, geliebter Leser. Wem fällt es ein, John Bull, Mayeux*) mit seinem Buckel und Don Quijote in denselben Rock stecken zu wollen?

Wenn nun einer das Wort Fashion, diesen lieblichen Duft, diesen unmerklichen Hauch, diesen Rosenkranz, der schwerer drückt, als wäre er von Eisen, diesen Phönix, von dem Alle reden und den so Wenige gesehen haben, auf einen abscheulichen, republikanischen Hut anwendet, heißt das nicht — um eben ein recht materielles Gleichniß anzuwenden — daß man nicht versteht, die köstliche

---

*) Mayeux, ein häßlicher Buckliger, womit sich das französische Volk selbst personifizirt.

Auster aus der Schale zu schlürfen, sondern sie wie die gemeine Miesmuschel kocht?

Ferner: der Spleen, ein Leiden der Reichen und Glücklichen — in dem Sinne, den die Welt dem Glück beilegt —, ist der Ekel, wie ihn der Ueberfluß erzeugt, die Trägheit, die nicht weiß, wonach sie streben soll, und die Angst, man könnte irgend einen Wunsch hegen, oder bei Andern die Angst, die Wünsche könnten in Erfüllung gehen. Dieses Wort Spleen da zur Anwendung bringen, wo es Wünsche im reichlichsten Ueberfluß giebt, wo man vor Neid bersten möchte, wo Hochmuth sich mit Unfähigkeit eint, die Ohnmacht mit der Unfähigkeit, was denkst Du dir da? die Wirkungen des Heißhungers mit denen des Ekels verwechseln? Das sind eben Geschichten der Pseudo's.

Achtes Kapitel.

September 1848.

An einem Nachmittage zu Ende Septembers sah man an dem Strande der in dem Verzeichniß des Sennor Madoz vergessenen Ortschaft zahlreiche Gruppen aller der Bewohner, die sich gerade daselbst befanden: mit offenem Munde starrten sie eine wunderbare Erscheinung an, die sich auf dem Meere zeigte.

Auf der hervorragendsten Stelle, nämlich auf goldenem Sande, frei von Schlamm, der die Füße verschlingt, und frei von Felsen, die sie zurückweisen, befand sich der Alcalde, und an seiner Seite seine treue Ehehälfte. Ja es war die wirkliche Ehehälfte, genährt von gesunden Ideen und von ebenso gesunden Nahrungsmitteln, mit denen sie und ihr Gatte in Liebe und Freundschaft sich gemästet hatten, daß sie, wenn man sie Rücken an Rücken zusammenstellte, einer Erdkugel auf vier Beinen glichen. Den Anzug der Alcaldin kennt der Leser bereits von ihrem Triumpheinzuge in Sevilla auf einem Nachkommen des trojanischen Pferdes her; nur die Zipfel des um den Kopf gewundenen Tuches, die damals eine so schöne Rosette bildeten, sahen heut nicht zum Besten aus; die Briese hatte sie zerzaust, und sie kämpften auf dem Rücken der Alcaldin in unehrerbietigster Weise miteinander, wobei sie sich wie Wimpel gebärdeten.

Zur Seite des Alcalden stand der Arzt Don Juan de Dios (Johannes de Deo), der über die fragliche Erscheinung nähere Erklärungen abgab; zur Seite der weiblichen Autorität stand immer noch kerzengerade, aber viel abgemagerter, unser alter Freund Don Modesto Guerrero, der so versunken in die Betrachtung des Phänomens war, daß er alles Andere unbeachtet ließ. Wir bemerken nebenbei, daß diese drei Wächter über die Ver-

theidigung, über die Gesundheit und über die öffentliche Ruhe des glücklichen Villamar nichts vor hatten, und daher auch nichts verabsäumten; sie genossen des dolce farniente und hatten ihre Freude daran, wenn sie von den Uebrigen bewundert wurden.

Die verstorbene, so vortreffliche Tante Maria hatte wohl recht gehabt, wenn sie behauptete, Villamar wäre gerade senkrecht unter dem Thron der Allerheiligsten Dreieinigkeit erbaut.*)

Hinter dieser Gruppe, die sich fröhlich und guter Dinge unterhielt, ging Tiburcio auf und ab; er machte ungewöhnlich weite Schritte, runzelte die Brauen à la Manfred, während die Lippen einen sarkastischen Zug à la Mephistopheles hatten; ja es war der verkannte, nicht gewürdigte, nach seiner Heimath verbannte Tiburcio.

Unterhalb dieser Gruppe von Respektspersonen zeigten mehrere Felsen zwischen Sand und Wellen ihre kahlen Häupter; auf diesen sprangen einige Mädchen von einem zum andern, als wollten sie sich so viel als möglich

---

*) Diesen religiösen Anspruch erheben mehrere Ortschaften in Andalusien, namentlich auch Bornos. Die klugen Leute nennen es eine alberne Beschränktheit, ja es wird Thoren geben, die es Fanatismus und Aberglauben nennen. Leute, welche empfinden, betrachten es dagegen als eine poetische Blüthe treuherziger Liebe zum Vaterlande und zur Religion.

dem Gegenstande nähern, der das allgemeine Erstaunen erregte.

„Gepriesen seien die Heiligen, die Sonne Gottes und das Weißbrot," rief die leichtfüßigste, die, von Fels zu Fels springend, sich am weitesten vorgewagt hatte, „Jungfrau der Wunder, das ist eines, kommt doch hierher und seht! Es hat keine Pfoten, es hat keine Flügel, sie ziehen's nicht und sie stoßen's nicht, und es kommt doch vom Fleck."

„Höre, Paula! bringt Dir diese Arche Noah etwa eine Erbschaft aus Indien, daß Du ihr so entgegenspringst?" sagte die, die ihr zunächst war, that aber dabei einen Fehltritt und schrie entsetzlich. „Ach, ach, mich hat eine Krabbe mit Scheeren so groß wie Schwerter. Das verwünschte Scheusal," fügte sie, nach dem Ufer zurückkehrend hinzu, „sieht aus wie eine Boje, und es steigt aus ihm immer mehr Rauch auf, wie aus einem Kalkofen."

„Höre," sagte eine Andere, „möchtest Du in der Feluke fahren?"

„Nicht um der himmlischen Glorie willen."

„Aber ich," sagte Paula, „wenn sie mich zu den Stiergefechten nach Puerto brächte. Wer könnte da Furcht haben?"

Etwas entfernter von der Mündung des kleinen Flusses befand sich eine größere Schaar von Männern

und Frauen; vor Allen zeichnete sich unser alter Bekannter Momo durch seine Häßlichkeit aus. Einige vom Meere, so nennt man die Matrosen, welche auf den Feluken zu dienen pflegen, lehnten sich mit ersichtlicher Gleichgültigkeit hinsichtlich des Gegenstandes, der die allgemeine Aufmerksamkeit erregte, an die Felsen.

„Jesus der Hülfe, schütze mich!" sagte ein Weib; „läuft es nicht ohne Segel und Ruder schneller wie ein Hauch?"

„Und der schwarze Streifen, den es mit sich führt, und der erst weit hinter ihm verschwindet, sieht er nicht aus wie ein Wimpel aus der Hölle?" meinte eine andere.

„Höre, Juan José," fragte eine Alte einen vom Meer, „wie sagst Du, heißt das Schiff?"

„Ein Dampfschiff."

„Und weshalb hat man denn solch ein Ding gemacht, das allein geht, wie ein Steinchen, das man bergab wirft?"

„Um den Wind auszulachen und die Segelmacher um's Brot zu bringen."

„Hast Du viele gesehn, Juan José, auf diesen Meeren?"

„Herr Jesus, mehr wie zehntausend."

„Aber kannst Du mir nicht sagen, wie es gehen und sich bewegen kann, wohin es Lust hat, als wenn es seine

eigene Kraft und seinen eigenen Willen hätte, da es doch wie alle übrigen Schiffe aus Brettern besteht?"

„Das ist," meinte die Frau, welche zuerst gesprochen hatte, „entweder ein Wunder Gottes oder eine List des Teufels."

„Weder das Eine noch das Andere," versetzte der Matrose, „es geht . . . es geht vermittelst der Maschine."

„Was geht vermittelst der Maschine?" sagte die Alte. „Höre, Juan José, wenn Du gleich auf Deinen Reisen um die Welt bis nach Cadix kommst und Kürbisse und Melonen dorthin bringst, so mußt Du dir ja nicht einbilden, daß Du uns auf eine so klobige Weise zum Besten haben kannst; wir sind hier auch nicht auf den Kopf gefallen."

„Nun, weshalb fragen Sie mich denn da erst, Tante Anderthalbzahn, wenn Sie mir nicht glauben wollen? Ich sage Ihnen, Sie mögen es glauben oder nicht, es geht vermittelst der Maschine."

Da meinte der grobe Zimmermann, durch den der Alcalde eine sehr zusammengesetzte Maschine zum Hühnerfüttern hatte anfertigen lassen, eine Maschine, die weder der Erfinder noch der Verfertiger zu Stande zu bringen vermochten: „Du Theerjacke, es liegt ja schon im Worte, daß Du unrecht hast; heißt es nicht: Maschi ne?"

„Momo," sagte ein Weib, „Du bist ja da gewesen, wo die Königin und der königliche Palast und die

Jungfrau von Atocha ist, hast Du da auch ein Dampfschiff gesehen?"

„Ihr denkt wohl, wenn man nach Madrid reist," versetzte Momo mit seiner gewöhnlichen guten Laune und seiner ihm angebornen Liebenswürdigkeit, „muß man auch über's Meer, wie wenn es nach Cadix geht?"

„Man hat mich aber versichert," sagte der vom Meere, „daß es auf dem Lande auch Dampfschiffe giebt."

„Ein Schiff, das auf dem Lande geht?" rief Momo, und dabei lachte er, daß es wie Donner hallte.

„Das sage ich ja nicht, Du grober Kerl, es sind Kutschen, die ohne Pferde und Maulthiere gehn."

„Zum Teufel noch einmal," sprach Momo, „Du willst mit uns Deinen Spaß treiben, weil Du auf dem Meere gewesen bist, wie Berlinga, der wer weiß wie thut, weil er in Sevilla gewesen ist; aber ich bin in Madrid gewesen, und daher wirst Du, Gevatter Sardine, mir nichts vorreden."

„Aber wenn ich mir es überlege," sagte die Frau, „weshalb sollte ich es denn nicht glauben? Vor einer halben Stunde hätte ich es nicht geglaubt, daß ein Schiff ohne Ruder und Segel sich bewegen kann; jetzt sehe ich es und muß es glauben. Was auf dem Meere möglich ist, das kann doch auch auf dem Lande möglich sein?"

„Wenn dem so ist," meinte ein Bauersmann, „so

wünschte ich, daß mein Pflug auch allein gehen könnte, denn ein Ochs ist mir krepirt, und ich habe kein Geld, um einen andern zu kaufen."

„Man muß es söhen, um ös zu glauben," sagte inzwischen die Sennora Tiburcia. „Perfeuto, Perfeuto, was üst das für eun Teufel?"

„Der Fortschritt, Frau, der Fortschritt," antwortete der Alcalde, der nicht wußte, wie er die Erscheinung bezeichnen sollte.

„Uech hätte öhör gödacht, daß ös eun böser Geust üst; wahrhaftüg. Ha, ha, ha, wü düser Fortschrütt rönnt, damüt ühn der Teufel nücht eunholt!"

„Gott sei gepriesen, der solche Wunderwerke durch die Hand des Menschen verrichten läßt!" sagte der Kommandant. „Seit der Erfindung des Pulvers erscheint mir diese als die größte, die es je gegeben hat."

„Und ein Schpanier hat schie gemacht," sagte Civico junior mit seiner Glockenstimme und mit seiner reinen madrider Aussprache.

„Das mag seun," bemerkte die Alcaldin. „Abör wönn man mür hundört Duro's göben möchte, üch würde nücht ün düsen Schwützkasten hineungöhen. Tiburcinno, was wörden dör Franzose und dör Oengländer sagen, wönn sü düsen Fortschrütt zu söhen bökommen?"

„Schennora," versetzte der schlecht aussehende Mensch,

„diesche Erfindung ischt alt; die Dampfschiffe durchfurchten die Meere, bevor ich geboren wurde."

„Was sagst Du mür da? und üch habe nü eunes gösöhen. Wür müssen zugöben, Don Modöstu, daß wür noch zurück sünd, wahrhaftüg. Dü Rögürungen taugen dön Teufel was."

„Da stimme ich nicht mit Ihnen überein, Sennora," versetzte der Kommandant. „Man kann nichts gegen alle die Regierungen sagen, welche wir gehabt haben; alle haben das Beste des Landes gewollt, und nur eines kann man ihnen insgesammt zum Vorwurf machen, daß sie nämlich die Forts verfallen ließen."

In diesem Augenblick vernahm man einen Höllenlärm; es war nicht anders, als wenn Tiger brüllten, Boa's zischten und Drachen prusteten.

„Jungfrau von Chanteiro!" schrie die Sennora Tiburcia, „düser Fortschrütt macht ja eun öntsötzlüches Göklapper."

„Es ist nichts," meinte Don Juan de Dios, „Maschine und Schiff wollen sich nur vor Anker legen."

In der That wurde das Dampfschiff durch eine geschickte Wendung in die kleine Bucht gebracht, fand hier einen guten Ankergrund und ließ daher den Anker fallen. Hierauf bestiegen der Kapitän und einige Herren das Boot, um an's Land zu fahren.

Unter diesen Herren befand sich ein reicher Handels-

herr aus Cadix, der Eigenthümer des dicht bei der Ortschaft belegenen großen Klosters. Er kam mit einigen sachverständigen Geschäftsfreunden, um zu sehen, auf welche Weise das prachtvolle, großartige Gebäude nutzbar gemacht werden könnte. Es glich einer edlen, schönen, zur Sklavin gemachten Georgierin, die von einem täppischen Händler in Augenschein genommen wurde, um Bestimmung und Preis festzustellen. Er hatte einen der vielen Dampfer gemiethet, die die Bai von Cadix durchkreuzen.

Dieser Herr, welcher Klöster von solcher Größe kaufte, daß deren Besitz kaum in dem kleinen Wort: mein, Platz zu haben schien, und die nicht deshalb errichtet wurden, um einmal das Eigenthum eines Einzelnen zu werden, sondern die Gott geweiht sein und das Volk ehren, das Land verherrlichen sollten, dieser Nabob, welcher Dampfschiffe miethete, diese Person, welche von einem Hof umgeben war und stolzen Hauptes und geraden Leibes einherschritt, als wenn er in lauter Geldsäcken steckte, dieser Sennor, um nicht Cavalier zu sagen, war . . . Don Roque la Piedra, weder Gott noch Ihnen zu dienen.

Der Alcalde beeilte sich, so unerwarteten Gästen entgegenzugehen und sich ihnen zur Verfügung zu stellen. Da es in dem vom Glück so sehr begünstigten Villamar weder Wirthshäuser, noch Café's, Lesekabinette und Wein-

stuben, ja nicht einmal eine ganz gewöhnliche Kneipe gab, so ersuchte der Alcalde, der nicht umsonst Perfecto Civico hieß, da er auch ein perfekter Höfling war, die Herren, nach der Rückkehr vom Kloster bei ihm einzutreten; außerdem rief er Momo herbei, der ihnen als Führer dienen sollte. Er selbst begleitete sie eine Strecke, kehrte dann aber um, um in seinem Hause Alles zum Empfang der Gäste vorzubereiten. Kaum hatte er jedoch seine Pläne seiner Ehegenossin mitgetheilt, so zeigte sie einen solchen empörungslustigen Geist, daß der Alcalde in der That fürchtete, seine Autorität wäre vollständig dahin. Er nahm daher den Ton an, mit welchem man Gesetze zu verkünden pflegt, und gab seiner Frau auf, bezüglich der Hühner Herodes, bezüglich der Eier Cacaseno nachzuahmen; würde sie aber diesem Gebot keine Folge leisten, so würde er, so wahr er Perfecto Civico hieße, Tiburcio noch einmal nach Madrid schicken. Wie die Alcaldin diese Drohung vernahm, erlosch ihr unerschrockener Widerspruch wie das Heerdfeuer, wenn man einen Eimer Wasser über dasselbe gießt. Flugs ergriff sie ein furchtbares Küchenmesser und schlich nach dem Hühnerhofe, so daß sie die vollkommenste Parodie der kühnen Judith darstellte. Aber unter der Asche des Heerdfeuers murrte es trotzdem: „Wöshalb üst düser vörwünschte Fortschrütt hürhörgökommen, da wür ühn hür öbenso wönüg brauchen, wü dü Hunde beu dör Mösse."

Tiburcio hatte sich auf seinem Bett lang ausgestreckt und rauchte. Voll tiefster Verachtung brach er in die Worte aus:

„Wasch werden diesche Herren von dem uncivilischirten Neſcht, von dem dummen Kerl, meinem Vater, und von der Gansch, meiner Mutter, denken? Man möchte vor Scham schterben."

Der Besuch, den diese Männer der Spekulation und des Geldes dem Kloster abstatteten, war von dem, wie ihn der deutsche Chirurg Stein mit dem Bruder Gabriel einst gemacht hatte, himmelweit verschieden. Jene betrachteten nur den Einband des prächtigen Buches, sie kümmerte es nicht, daß die Blätter und deren Inhalt fehlten, denn diesen verstanden sie nicht. Sie untersuchten das Rosenholz, das Schnitzwerk und die Bronzeverzierungen dieses herrlichen Piano, aber sie bemerkten nicht, daß die Saiten, und demgemäß Ton und Wohlklang fehlten. Für diesen Wohlklang hatten sie keinen Sinn, wie hätten sie ihn daher vermissen sollen?

Sie saßen auf den kostbaren Stufen des Hochaltars und verhandelten darüber, wie man dies Wunderwerk der Frömmigkeit vergangener Jahrhunderte entwürdigen und ihm das, was ihm allein noch übrig geblieben war: die ernste Majestät der Einsamkeit, die tiefe Melancholie des Verlassenseins, entreißen könnte.

O, mein Gott! . . . giebt es Jemanden, der uns zu

beschuldigen wagt, weil wir mit unserer schwachen Stimme Deine Worte laut wiederholen: Gebt Gott, was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers ist, nun so wollen wir diese Beschuldigung gern hinnehmen. Was hat es auf sich, wenn Ihr ein unbekanntes Wesen lobt oder tadelt, um auf diese Weise die Blüthen seines Herzens, die Worte der Wahrheit ihm abzuschneiden? Welches Recht habt Ihr, das zu zerstören, was Andere erbauten? Glaubt Ihr, daß Ihr im Stande seid, wie Gott zu den Meereswogen, so zu den Gefühlen inbrünstig Gläubiger zu sagen: bis hierher und nicht weiter? Wenn das gegenwärtige Geschlecht die Werke des vorangegangenen verdammt, so wird dereinst ein Tag kommen, an dem das zukünftige Geschlecht mit noch größerem Recht auf den Ruinen das Geschlecht verdammt, welches die Zerstörung bewirkte. Löscht den Brand, bevor er noch mehr Zerstörungen anrichtet, und wenn es heißt, daß selbst Kluge irren können, nun so bedenkt, daß es ein edles Herz offenbart, wenn man den Irrthum einsieht und ihn wieder gut zu machen sucht.

Einer machte den Vorschlag, in dem Kloster eine Papierfabrik anzulegen, allein Mangel an Wasser trat der Ausführung dieses Projekts hinderlich entgegen; ein Anderer sprach von einer Gerberei; Momo, der gleichfalls um Rath gefragt wurde, schwatzte in Bezug auf die Felle allerlei Unsinn; er meinte, die würde man aus

Cadix beziehen können, obwohl man dort im Sommer nur Ziegenböcke und im Winter nur Schweine schlachtet. Endlich äußerte Don Roque, daß es am einträglichsten sein würde, das Gebäude niederzureißen und die Materialien zu verkaufen, wie man es bereits mit vielen andern gemacht hätte. Allein Momo erklärte: hier würde Niemand dergleichen kostbare Materialien an sich bringen und wenn sie auch noch so sehr verschleudert würden, denn man würde nicht wissen, wie man sie verwenden sollte.

Die Herren kehrten sodann nach dem Dorf zurück; vorher gab Don Roque mit majestätischer Würde Momo zwei Realen, die dieser ihm beinahe vor die Füße geworfen hätte.

„Das ist ja ein verteufelter Großschnarcher und Habenichts," brummte er. „So ein aufgeblasener Kerl findet sich mit zwei Realen ab. Seh' doch einer! Na, mich soll weder der Oheim Urdax, noch der Alcalde, noch der heil. Alcalde herumkriegen, noch einmal den Leithammel zu machen. Der Geizhals! der verstopfte Filz! Am Durchfall wird er nicht sterben. Hole ihn der Teufel!" —

Auf dem Rückwege setzten die Spekulanten ihre Unterhaltung fort, und nach vielem Hinundherreden wurde endlich das Schicksal des Klosters entschieden.

Sie gingen bei der Kapelle des Herrn der Hülfe

und bei dem Kirchhofe vorbei, aber weder das Bild Gottes noch das des Todes konnten sie auch nur einen Augenblick ihrem Geschäft entziehen; diese Seelen waren so todt, so dürr und so aller Achtung baar, daß sich keiner dieser Papierköpfe vor dem entblößte, was das Erhabenste und Heiligste in dieser Welt ist. Es waren positive Menschen.

Du kennst die moderne Bedeutung dieses Wortes wohl nicht, mein lieber Leser? Nun, ich will sie Dir mittheilen. Diese Bezeichnung ist ein empörender Cynismus; sie ist der Wahlspruch des Sancho Pansa; sie ist das Banner, welches frech das Materielle über das Geistige erhebt; sie ist der gemeine Hut Geßler's, mit dem so viel Wesens gemacht wurde, so daß die Söhne der Berge ihn mit Achtung begrüßen sollten; sie ist endlich der Eselskinnbacken, mit dem das neunzehnte Jahrhundert über die großen und erhabenen Gefühle der Zeiten des Glaubens, der Begeisterung und des Ritterthums herfällt.

Der Alcalde ging den Herren entgegen und ersuchte sie höflichst, bei ihm ein Frühstück einzunehmen. Don Roque ließ sich nicht bitten, obgleich ein Frühstück auf dem Dampfschiff bereit gehalten wurde; er wollte nämlich einige Nachrichten bei dem Alcalden einziehen, die er bedurfte, und dann hat ja der Reiche, wie wir dies bereits bemerkten, eben weil er es ist, nach seiner Mei-

nung ein Recht zu Allem, und in seinen Beziehungen zu seinen Mitmenschen erweist er selbst dann eine Gunst, wenn er eine solche entgegennimmt:

Wer ein Geschenk nimmt an, der Absicht aber spottet,
Der ist das Götzenbild, dem Du zu opfern eilest.

Rioja.

Neuntes Kapitel.

Während des Frühstücks richtete Don Roque verschiedene Fragen an den Alcalden und brachte es auf diese Weise heraus, daß Don Perfecto mit ihm Geschwisterkind war. Dessen Vater nämlich, der sich als Schmied in Villamar niedergelassen hatte, stammte mit Don Roque aus demselben Gebirgsdorf. Zu solchen Fragen war dieser veranlaßt worden, als er den Namen Civico hörte, den auch seine Mutter geführt hatte. Don Perfecto wußte nicht, mit wem sich die Schwestern seines Vaters verheirathet hatten, so wenig wie er die Verwandten kannte, die aus diesen Ehen in dessen Heimath hervorgegangen waren.

Don Roque war in allen Stücken äußerst vorsichtig und faßte nicht so leichthin einen Entschluß; derselbe mußte vielmehr erst nach allen Seiten hin überlegt werden. Er schwieg daher bald und bedachte es bei sich

hin und her, ob er sich als Verwandter zu erkennen geben sollte oder nicht.

Eitelkeit und Selbstsucht riethen ihm allerdings, an sich zu halten, allein er hatte auch gute Gründe, sich zu erkennen zu geben. Gewandte und in Geschäften erfahrene Köpfe vermögen in kurzer Zeit bewundernswerthe Combinationen zu treffen, die mit gleicher Scharfsicht der Selbstsucht genügen, als sie durch tiefe Berechnung der Habsucht ihr Recht zukommen lassen.

Da das Frühstück beendet war und die Zeit drängte, forderte Don Roque den Alcalden auf, mit ihm einen Spaziergang am Strande zu machen.

„Wissen Sie," sagte er, als sie von den Uebrigen so weit entfernt waren, daß Niemand sie hören konnte, „wissen Sie, daß Sie und ich Geschwisterkinder sind?"

„Das ist mir äußerst schätzbar," versetzte der dadurch auf's Angenehmste überraschte Alcalde, „und wie? . . ."

„Meine Mutter," fuhr Don Roque fort, „war eine Civica, wie Sie ein Civico sind, mag sie gleich nicht so perfekt gewesen sein, denn sie hieß Petrola. Hat Ihr Vater nie von ihr mit Ihnen gesprochen?"

„In der That, ich erinnere mich," antwortete der Alcalde, „es fällt mir ein . . . . Petrola, ja, ja. Ei, ich sehe, daß unsere Familie auf dem Wege des Fortschrittes begriffen ist: Sie sehen, daß ich weiter gekommen bin, wie mein Vater; nachdem ich gedient und mich

in meiner Kunst vervollkommnet hatte, heirathete ich eine vermögende Frau aus einem ausgezeichneten Hause, und mein Sohn, der so gut bei Tisch gesprochen hat, ist wieder weiter gekommen wie ich, denn er hat glänzende Studien in Sevilla gemacht. Seitdem lebte er in Madrid und seine herrlichen Artikel in der Zeitschrift: „der Abend des jüngsten Gerichts" fanden überall Bewunderung und Beifall. In Sevilla besuchte er die vornehmsten Häuser; seine Abendgesellschaft hatte er bei der Markise von Alocaz und er war ein Herz und eine Seele mit Don Marcial ***, dem Erben eines der edelsten und mächtigsten Häuser in Estremadura."

„Alles, was Sie mir da erzählt haben," sagte Don Roque, „und was mir bereits Ihr Sohn erzählt hat, das ist so viel wie nichts. Hat er sich bei alledem einen Realen in die Tasche gesteckt?"

„Nein, aber . . ."

„Nein? Dann, Freund, hat er mit nichtssagendem Zeug seine Zeit vergeudet. Sie haben nur die Thierheilkunde studirt und dabei doch mehr gelernt, als Ihr Sohn, denn Sie haben gewußt Geld zu verdienen, und dies nennt die Welt jetzt das rechte Wissen; alles Uebrige ist dummes Gewäsch, nichts als dummes Gewäsch. Sie haben ferner mehr Verstand bewiesen, als Sie sich mit dieser großen Galizierin verheiratheten, die Ihnen was zubrachte und eine gute, gesunde, kräftige Frau ist, die

außerdem Haus und Kinder zu besorgen weiß. Ich, Freund, ich habe kein solches Glück gehabt; ich verheirathete mich drüben in der Habana mit einer Donna „sieh' mich an, aber rühre mich nicht an", die nichts Gutes an sich hatte als das Geld, das ich bekam, und die nichts weiter that in ihrem Leben, als pinseln und winseln und ihre Tochter verhätscheln. Was wollen Sie aber jetzt mit Ihrem Einfaltspinsel von Sohn anfangen, der, wie der Augenschein lehrt, weder zum Kehren noch zum Scheuern taugt?"

„Einen Vertheidiger der Freiheit."

„Einen Vertheidiger des Ungeziefers."

„Einen Tribun."

„Einen Tribun? Was ist denn ein Tribun?"

„Einer, der mit Feuer und Schwert die Rechte des Volkes vertheidigt."

„Wahrhaftig, Vetter, ich möchte Ihnen den Rücken kehren und auf und davon gehen. Hat er nicht schon genug gegen Ihr Fleisch und Blut gewüthet, muß der Faulpelz noch immer gehegt und gepflegt werden? So sperren Sie doch die Augen auf und sehen Sie, daß das Volk solche Tribunen gar nicht haben will. Denn je mehr es dergleichen Tribunen bekommt, desto mehr muß es im Schweiß seines Angesichts arbeiten, das ist der Gefallen, den sie ihm erweisen. Sie werden schon

sehen, wenn ihm Niemand aus dem Volke einen Maravedi giebt, so wird er auf seine eigenen Kosten den Tribun spielen müssen. Possen, Vetter, reine Possen! Was hat er bis jetzt erreicht?"

„Man hat ihm versprochen . . ."

„Ja, ja, Tod und Teufel, wenn sie zur Gewalt gelangen; das sind mir schöne Geschichten! Ich sehe schon: Sie leben hier in Villamar, als wenn Sie im Monde lebten, und Sie wissen nicht, was draußen vorgeht. Kommen Sie mir nicht mit solchen Albernheiten, lassen Sie uns vielmehr unser eigentliches Geschäft besprechen, denn die Zeit drängt und ich muß auf diesem Dampfschiff, welches ich für die Stunde bezahle und das mich ein Erhebliches kostet, nach Cadix zurückkehren, außerdem müssen Geschäfte kurz und mit klaren Worten verhandelt werden. Lassen Sie Ihren Sohn die Tribünen, Deputationen und politischen Artikel aufgeben, die bloß für die Krämer zu Düten taugen. Solch' Geklatsch und Gepatsch, verflucht will ich sein, wenn es was in den Beutel bringt; in die Köpfe freilich bringt es Wind. Ich biete Ihnen für Ihren Sohn, diesen faullenzenden Tagedieb, eine Würde an, die mehr werth sein wird als alle die, welche ihm die obersten Gerichtshöfe übertragen können, nämlich die Leitung der Fabrik, die ich in dem Kloster errichten will."

Don Perfecto, auf den die Ansichten seines Vetters

einen bedeutenden Eindruck gemacht hatten, wie dies Glück alle Ansichten haben, welche der Mund eines Millionärs äußert, wenn sie auch weniger vernünftig sind als die, welche Don Roque in seine plumpe Sprache übertragen hatte, Don Perfecto zeigte sich sehr erfreut über das Anerbieten, umsomehr, da er selbst nicht wußte, was er mit einem Sohn anfangen sollte, der seine Eltern bereits halb ruinirt hatte. Was aber den Alcalden vollkommen glücklich machte, das war die Aussicht, daß seine Frau zum Schweigen gebracht werden und nicht mehr eine unnütze und unpassende Redensart wiederholen würde, mit der dieses heil. Mannweib — so nannte sie ihr Sohn — die Ohren des Alcalden wie mit einem Hammer vierzigmal am Tage, zwanzigmal in der Nacht und elftehalbmal im Schlafe bearbeitete, nämlich: „Uech habe meun Göld vörschwöndet, um aus düsem Sohn eunen Tagödüb zu machen! dazu hat ös mür meun Oheum Bartulumé nücht hüntörlassen; wahrhaftüg!"

„Ich habe Ihnen noch mehr mitzutheilen," fuhr Don Roque fort. „Ich wünsche, daß mein Geld bei meiner Familie bleibt und nicht in die Hände von Lumpen in Cadix oder von Laffen in Sevilla kommt, die ein Auge darauf geworfen haben. So weit ich etwas dazu thun kann, sollen sie sich nicht darin bespiegeln, denn es sind entweder geizige Wichte, die einen Cuarto zehnmal umdrehen, oder Grünschnäbel, die einen Piaster mir nichts

dir nichts durchbringen, ohne zu wissen, wie sie ihn verdienen sollen."

Don Roque redete sich immer mehr in Wuth gegen die vermeintlichen Bewerber um seine Tochter, so daß er dieselben mit immer härteren Schimpfwörtern belegte, bis er sie zuletzt als Schurken zu allen Teufeln wünschte.

„Man sieht, daß Sie sich nicht werden berauben lassen," sagte der Alcalde einfältig, da er glaubte, eine Räuberbande hätte Don Roque ausplündern wollen.

Dieser fuhr fort:

„Ich habe eine einzige Tochter, und wenn sich Ihre lange Stange von Sohn gut aufführt, so werden wir die Kinder miteinander verheirathen."

Don Perfecto riß die Augen angelweit auf und that einen Freudenschrei, nicht etwa aus Interesse, denn es schmeichelte ihn mehr als das Geld, mit eingebildetem Ansehen prahlen zu können; allein ein solches Glück, wie sich hier seinem Sohne darbot, war, wenn auch kein goldener Traum, doch eine silberne Wirklichkeit, und konnte im Lauf der Zeit diese den Traum verwirklichen.

„Sachte, sachte," fuhr Don Roque fort, „denn ich bin noch nicht zu Ende; „erst kommen meine Bedingungen, so lange ist es mit Allem nichts."

„Sie mögen sein, von welcher Art sie wollen," versetzte der Alcalde, „sie sind bereits angenommen."

„So wissen Sie denn," sagte Don Roque, „daß

mir meine Frau einmalhunderttausend Duro's als Mitgift zugebracht hat."

„Potztausend!" rief der Alcalde ganz verblüfft.

„Außerdem besitzt meine Tochter noch einmalhunderttausend Duro's als ihren Erbantheil von dem während der Ehe erworbenen Vermögen," stürzte Don Roque heraus, als wenn es ihm die peinlichste Anstrengung kostete.

„Nun, wenn das nichts ist!" brummte betäubt der Alcalde.

„Wenn Sie Ihren Sohn, diesen verschämten Armen, mit meiner Tochter verheirathen wollen," fuhr der feine Millionär fort, „so müssen als ihre Mitgift das Kloster und dessen Besitzungen angenommen werden, und zwar in der Art, daß in dem schriftlichen Ehevertrage ausdrücklich erklärt und bescheinigt wird, die Summe, die ich in Papier für Kloster und Zubehör bezahlte, solle als baares Silber bei der Mitgift in Anrechnung kommen."

„Natürlich!" versetzte der Alcalde, denn verführt durch das Glück, welches seinem Sohn in die Hände lief, bedachte er nicht, welche schändliche Prellerei Don Roque in's Werk setzen wollte.

„Ich verpflichte mich," fuhr der vortreffliche Vater fort, „die Fabrik einzurichten, damit doch endlich dieser

lächerliche und unnatürliche große Bau einen Nutzen gewährt, versteht sich auf Kosten der Mitgift."

„Wie Sie darüber verfügen!" versetzte entzückt der Alcalde.

„Außerdem, und namentlich außer dem Ersatz der Hochzeitskosten, die nicht erheblich sein werden, aber die Ihnen denn doch wohl schwer fallen würden, da Sie, wie mir scheint, keinen Ueberfluß an Geld haben, wird sich der Tagedieb verpflichten, den Ueberrest der Mitgift gegen drei Prozent in meinen Händen zu belassen, ohne mir je kündigen zu können. Ich thue dies der Vorsicht halber, damit er ihn nicht durchbringt."

„Ganz einverstanden!" erklärte der Alcalde.

„Viel wird nicht übrig bleiben, denn für das Kloster nebst den dazu gehörigen Besitzungen habe ich mehr wie drei Millionen in Papier bezahlt."

„Das nennt man rein verschleudert!" rief Don Perfecto.

„Um so besser für Sie," entgegnete der Nabob; „ich will nichts dabei verdienen, ich habe nur das Wohl meiner Tochter und ihr Interesse im Auge. Ihr Sohn wird den Ehevertrag, die Empfangsbescheinigungen unterschreiben, die vormundschaftliche Rechnungslegung anerkennen u. s. w., wie wir dies festgestellt haben."

„Mein Sohn wird, was Sie ihm vorlegen, ohne Weiteres unterschreiben."

„Alles dies, Vetter Perfecto, bleibt vorläufig das allertiefste Geheimniß zwischen Ihnen und mir," sagte Don Roque.

„Herr Jesus! weshalb denn?" rief der Alcalde, der sich eben aufmachen wollte, um Alles seiner zänkischen Ehehälfte mitzutheilen und ihr triumphirend zweierlei bemerklich zu machen: einmal, daß, wenn er nicht eine so zuvorkommende Gastfreiheit bewiesen hätte, der Gast nicht in dem Zuvorkommenden seinen rechten, leibhaftigen Vetter erkannt haben würde, und zweitens, daß, wenn die „Monöten des Oheums Bartulumé" nicht auf eine so glänzende Erziehung des Erstgeborenen verwandt worden wären, Don Roque gewiß nicht daran gedacht haben würde, ihn sich zum Schwiegersohn auszuersehen. „Weshalb verlangen Sie, daß ich schweigen soll?" fragte er daher seinen zukünftigen Mitschwiegervater.

„Weil ich es so haben will," versetzte dieser, „und wenn Sie mir nicht versprechen, Alles geheim zu halten, so lange ich es wünsche, so ist es nichts mit uns."

„Gut, gut; es soll geschehen, was Sie verlangen."

„Meine Kleine ist ein wenig krank, meist wohl nur, weil das zimperliche Ding es sich einbildet; namentlich glaubt sie, daß ihr der Aufenthalt in Cadix schlecht bekommt; sie will daher nach Sevilla, allein wohl nur deshalb, weil dort ein Sohn des Hiob ist, ein Hungerleider, der mit seinen Klauen in meinen Geldkasten fah-

ren möchte, ha, ha, ha! das würde so ein Fressen für ihn sein. Die Aerzte sagen, ich soll sie von Cadix wegnehmen; ich werde sie daher hierher in Ihr Haus bringen, damit sie wieder gesund wird; denn das dürfte genügen, ihr den Unsinn aus dem Kopf zu vertreiben. Wenn sie aber etwas von der beabsichtigten Verbindung erfährt und sie sieht Ihren Sohn, der allerdings unglücklicher Weise so häßlich wie eine Vogelscheuche aussieht, dann giebt es Jammer und Elend, Krämpfe, Ohnmachten, kurz all' den Bettel, den sie von ihrer Mutter geerbt hat. Hier wird sie sich zerstreuen und besser werden und zuletzt wird sie sich in Ihren aufgeblasenen und schwatzhaften Sohn verlieben. Freilich sieht er abscheulich aus, aber in Ermangelung von Brot ißt man Kuchen, und hier giebt es nichts Anderes. Die Weiber gehören auf die Seite; sie dürfen sich uns Männern nicht in den Weg stellen. Der Arzt Don Juan de Dios oder der Teufel, der mit uns gefrühstückt hat, mag sie in die Kur nehmen. Wenn er auch wenig weiß, so wird er doch wohl so viel wissen wie die Andern! Nur nicht viel für ärztliche Besuche und an die Apotheke ausgegeben, denn die tragen verflucht wenig zur Besserung bei. Gewiß ist es zur Heilung erforderlich, daß man sich heilen lassen will; es giebt aber Weiber, die wollen sich durchaus nicht heilen lassen; denen ist es gerade recht, wenn sie recht viel mediziniren müssen und dabei ein

Gesicht so lang wie die Weihnacht machen können. Na, hier wird sich Alles gut machen, nur müssen Sie nicht allzu nachsichtig gegen sie sein, denn ihr gefällt das Landleben. Natürlich bezahle ich das Kostgeld."

„Das ist ganz unnöthig!" rief Don Perfecto, der, wie wir bereits bemerkten, durchaus nicht habgierig war, mit der ihm angeborenen Höflichkeit und mit der Artigkeit, die dem spanischen Volk eigenthümlich ist.

„In Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf, Herr Vetter, und es handelt sich nicht darum, daß Sie sich in Unkosten setzen sollen," versetzte der liebenswürdige Millionär. „Uebrigens wird es nicht viel machen, denn die Kleine ißt kaum was, aber umsonst, nein, da wird nichts daraus. Sennor Alcalde, Roque la Piedra läßt sich von Niemandem was schenken, merken Sie sich das. Sagen Sie dem, der die Gesunden todt kurirt, daß ich ihm eine Peseta für jeden Besuch zahle, wenn er die Kleine gut pflegt."

„Don Juan de Dios," erklärte der Alcalde, „berücksichtigt nicht, ob man ihm mehr oder weniger zahlt, wenn es darauf ankommt, die Kranken in sorgfältige Obhut zu nehmen."

„Also deshalb muß man nach diesem Nest kommen," rief Don Roque, „um einen solchen Phönix unter den Aerzten kennen zu lernen?"

Gemeine und ungebildete Leute lieben es, nebenbei

bemerkt, in rohen Ausdrücken den Aerzten Hiebe zu ertheilen.

„Seien Sie ohne Sorgen," sagte der Alcalde, „von heute ab sehe ich Ihre Tochter als die meinige an und es soll ihr nichts abgehen."

„Sie können auch indeß," fügte Don Roque hinzu, „für Beide ein Haus kaufen, wenn ein solches billig zu haben ist, und es in Stand setzen lassen; das dazu erforderliche Material mögen Sie aus dem Kloster nehmen. Die Steinplatten in der Kirche benutzen Sie für den Hof, den Heerd und den Scheuertisch in der Küche können Sie mit den glasirten Fliesen aus dem Kloster verzieren lassen, da es nett und sauber aussieht; es gefällt dergleichen den Weibern. Apropos, bald hätte ich noch was vergessen: das Haus muß ein Stückchen Garten haben, denn die Kleine hat Freude an den Blumen."

Da machte der Alcalde ein gar fröhliches Gesicht und sagte:

„Sie soll einen ganz großen Garten bekommen, denn Grund und Boden ist hier billig. Vetter, was sind Sie für ein vortrefflicher Vater, Sie denken an Alles."

Höchlichst zufrieden miteinander trennten sich die beiden Vettern.

Don Roque schmeichelte es sehr, in den Ruf eines braven Verwandten und Vaters gekommen zu sein, der mit kleinlichster Sorgfalt auf den Nutzen und für das

Wohl seiner Tochter bedacht wäre. Ja, er überredete sich sogar, daß er dieses Lob mit Fug und Recht verdiene, und es giebt gar viele Menschen auf der Welt, die es ebenso machen: sie sind grundschlecht, aber sie sind sich dessen durchaus nicht bewußt.

Man spricht so viel vom Gewissen, man bedenkt aber dabei nicht, daß das Gewissen eine Erkenntniß des Guten oder einen Instinkt für dasselbe voraussetzt; leider giebt es jedoch Wesen, denen diese Erkenntniß abgeht oder die den Instinkt nicht besitzen. Jene wird von der Religion gelehrt, dieser von ihr eingeflößt; wer aber die Stimme der Religion nicht hört, dem geht auch das Gewissen, dieser letzte Heilsanker, dieser letzte Abglanz der Sonne der Gerechtigkeit, verloren.

Freudestrahlend, wie wenn Haufen dürrer Reben brennen, kehrten die Vettern von ihrem Spaziergang zurück, hatte ja ein Jeder von ihnen ein vortreffliches Geschäft gemacht, der Eine zu Gunsten seines Sohnes, der Andere zu Gunsten seines Geldbeutels.

In einem Anfall von Offenherzigkeit theilte Don Roque mit, welches die Bestimmung des Klosters sein würde, und zugleich gab er sich der Tiburcia als ihr naher Verwandter zu erkennen, aber wie erstaunte Don Perfecto, als er sah, daß diese glorreiche Neuigkeit seiner Ehehälfte nicht die geringste Freude zu machen schien. Wir wissen bereits, daß die Galizierin nicht bloß das

Nächste im Auge hatte und sich durch keinen Flittertand blenden ließ; sie sah daher sogleich ein, daß die Ehre, dergleichen Verwandte zu besitzen, zwar viele Kosten verursacht, aber nichts einbringt, und daß dergleichen enge Familienbande die Gastfreundschaft und somit Hühnerhof und Geldbeutel in Anspruch nehmen, also gleich ihrem Sohn die Familie zerrütten helfen. Daher sagte sie zu ihrem Gatten, als Don Roque fortgegangen war:

„Vötter, Vötter! Ja, Du büst dör röchte Vötter, um ühnen dön Wanst jödesmal zu füllen, wönn sü hürhör kommen und das Kloster bösuchen. Dazu hat mür meun Oheum Bartulumé dü Cuartu's nücht hüntörlassen, daß Deune Vöttern davon schnabulüren können; wahrhaftüg!"

Die Bestimmung, die der Eigenthümer des Klosters demselben zu geben gedachte, wurde bald im Ort bekannt, und so erfuhr sie denn auch Don Modesto, der Kommandant des Forts von San Cristobal. Ganz erschrocken darüber trat er in das Haus seiner Wirthin, der Mädchenlehrerin, deren Spitzname Rosa Mystica war. Sie fühlte sich gerade unwohl und lag daher im Bett.

Wie sie das ungewöhnlich lange Gesicht des Don Modesto, seine schlaff herabhängenden Ueberreste von Haaren und seine höchst betrübt darein schauenden Augen erblickte, richtete sie sich empor, stützte sich auf den Ell-

bogen, zog mit der andern Hand die saubere Bettdecke an den Hals hinauf, wobei sie sorglichst den Kragen ihres Nachtjäckchens in Ordnung brachte, und sagte:

„Nun, was hat dieser heidnische Eindringling vor? Wird er die Kirche wieder herstellen und einen Kaplan mitbringen?"

„Nein, Röschen, nein!" versetzte der Kommandant und seufzte.

„Was soll denn geschehen, Don Modesto? Um Gotteswillen, so antworten Sie doch! Ich sitze wie auf glühenden Kohlen! Was wird man aus dem heiligen Palast machen?"

„Eine Fabrik!" erwiederte Don Modesto so leise, daß man ihn kaum verstehen konnte.

„Gott schütze mich!" rief Röschen. „Eine Fabrik aus dem Tempel des Herrn? Und was für eine?"

„Eine Zündhölzerfabrik!" versetzte Don Modesto mit erloschener Stimme.

Röschen stieß einen Jammerschrei aus, sank zurück in die Kissen und ihr Fieber nahm augenblicklich an Heftigkeit zu.

Zehntes Kapitel.

Don Roque brachte wirklich seine Tochter nach Villamar zu seinem Verwandten. Ihm blühte die Hoff-

nung, daß sie sich dort erholen, ihren Vetter, den interessanten Tiburcio, heirathen und überaus glücklich sein würde. Das Alles erschien ihm so natürlich, und das eine einfach aus dem andern zu folgen, daß er schon jetzt im Genuß einer fröhlichen Zukunft schwelgte. Aller Sorge hinsichtlich seiner Tochter, die er das „kleine Ding" nannte, ledig, hatte er ihr eine Stellung verschafft, die seiner Liebe zu ihr entsprach; er war nun unbeschränkter Herr von anderthalb Millionen Duro's, und als solcher unter die Notabilitäten der Finanzaristokratie eingetreten; somit sah er seine Mühen belohnt, und es galt nur noch, seine Pläne nunmehr in's Werk zu setzen.

Bevor wir jedoch weiter erzählen, müssen wir hier erst Deine Neugier befriedigen, Leser in den Batuecas, die durch die von uns gebrauchten Wörter rege geworden ist. Leser, Du frägst viel zu viel, und wir machen Dich darauf aufmerksam, daß das Fragen nicht zum guten Ton gehört.

Weißt Du denn nicht, Leser in den ferngelegenen Batuecas, daß in dem aufgeklärten Jahrhundert alle schon klug und weise zur Welt kommen, und daß die Söhne des neunzehnten Jahrhunderts höchstens nur noch fragen: welches Datum haben wir heute? Man wird Dich für älter als sechszig Jahre halten und glauben, daß Du noch in dem vorigen Jahrhundert geboren bist.

Wir geben Dir noch etwas Anderes zu bedenken, freundlicher Leser.

Ein französischer Schriftsteller hat gesagt: „Die Fragen geben die Kräfte und den Umfang, die Antworten den Scharfsinn des Verstandes zu erkennen.“ Bedenke nun, lieber Leser, daß die Deinigen nichts in Bezug auf den Umfang verrathen, und Du wirst es doch nicht dahin bringen wollen, daß man von unsern Antworten sagt: sie verriethen nicht den mindesten Scharfsinn.

Deine erste Frage war: was ist Notabilität? Wir haben Dir dieselbe bereits einmal erklärt, allein Dir darf man die Weisheit nicht einfach predigen, man muß sie Dir eintrichtern.

Notabilität besteht zwar aus vielen Buchstaben, hat aber eine sehr geringfügige Bedeutung; das Wort gleicht einem Ehrentitel, der nichts einbringt, der aber auch keine Verpflichtungen auferlegt. Es ist eine Würde ad libitum; Dein Nachbar kann nämlich zu Dir sagen: ich mache Dich zu einer Notabilität, flugs bist Du es; es ist das gerade so, als wenn einer zu dem, der essen will, sagt: ich mache Dir Tauben.

Bei der Notabilität kommen sehr große Verschiedenheiten vor, die dergestalt von einander abweichen, wie ein Tambourin kleiner ist, als ein Platz zu den Stiergefechten. Die Notabilität ist eine Auszeichnung, die sich

eben so wenig bestimmen läßt, wie wenn man von Personen sagt: ein Gewisser oder ein N. N. oder ein ***.

Du hast ferner gefragt: was Finanzaristokratie bedeutet? Ja, das ist ein anderes Lied. Du magst glauben, daß Aristokratie der Adel ist, und daß sie, gleich den Eidechsen, vor dem erleuchteten Jahrhundert, das ihm nicht wohl will, in die hohen Thürme und in die Trümmer seiner Burgen schlüpft. Leser, wenn Du dies glaubst, so mißbrauchst Du das Vorrecht Deiner Baturcas. Der Adel hat heut zu Tage mit den Eidechsen nichts gemein; er will auf Tod und Leben Licht haben, Kerzen genügen ihm nicht, er verlangt Gaslicht, so wie man es auf den Straßen und in den Café's sieht.

Ich werde Dir sagen, was heut zu Tage die Aristokratie ist, und dann höre auf mit Deinen Fragen. Du bist zwar unser Lieblings-, aber nicht unser einziger Leser, nein, es giebt noch mehrere, und diese werden am Ende ungeduldig über all dem Unterricht, den wir Dir ertheilen, und nennen uns wohl gar einen unnützen Wicht, was denn doch für einen Schriftsteller höchst kränkend ist. Die Aristokratie hat ein zähes Leben. Ihre Feinde haben sie zu Boden gestürzt, verwundet, das beste Blut ihr entzogen, und sie ist nicht verschieden. Das gefiel mancherlei Notabilitäten und sie hieben sie in Stücke, worauf eine jede sich davon ihren Theil nahm. Aus den einzelnen Theilen bildete sich eine Aristokratie, gerade

wie man dergleichen beim Polypen sehen kann. Das Talent nahm den Kopf, die Politik die Hände, das Geld die Füße; den ursprünglichen Besitzern verblieb der Rumpf.

Glaube nicht, lieber Leser, daß ich Dir eine phantastische Geschichte von Hoffmann erzähle, und sitze daher nicht mit offenem Munde da, wenn ich Dir weiter berichte: Erstens: der Adel hat, wie man behauptet, blaues Blut, es hat jedoch bereits verschiedene Farben angenommen; da ihm blos der Rumpf übrig geblieben ist, so denkt er nicht, er arbeitet nicht, er geht nicht, aber er hat sein Herz sich erhalten, und er fühlt daher.

Zweitens: die Aristokratie des Talentes hat den denkenden, verächtlich dreinsehenden, eitlen und . . . kahlen Kopf.

Drittens: die Aristokratie der Politik hat die Hände; die rechte wie die linke, fortwährend im Kriege, führen Degen und Feder und stellen den Kompaß, nach welchem sich die Welt zu bewegen hat, sie mag wollen oder nicht.

Viertens: die Aristokratie des Geldes hat die Füße; fest und gewichtig treten sie auf und behandeln die Dinge entweder mit der Spitze oder mit dem Absatz, an dem ein goldener Sporn befestigt ist.

Die vier machen einander die tiefsten Bücklinge, reichen sich die Hände und können sich nicht riechen, denn sie hassen, sie beneiden, sie verachten einander.

Haben wir Dich hinsichtlich der Aristokratieen enttäuscht? Nun, wir wollen sehen, ob wir Dich mit der wahrhaften befreunden können, ohne welche alle andern nichts sind. Es ist die der Seele. Sie ist denen, welche zu den übrigen Aristokratieen gehören, entweder eigen oder nicht; sie ist aber auch bei solchen anzutreffen, die nicht zu diesen vier Aristokratieen gehören, denn sie ist eine Gnade, die Gott der menschlichen Natur verleiht, wie dieselbe Gnade die Erde mit Blumen schmückt. Sie findet sich wie diese Blumen auf dem Felde und in Palästen, und wenn sie in diesen schönere Farben und einen größeren Glanz zeigt, so ist sie dagegen auf dem Felde einfacher und duftiger. Diese Aristokratie ist wie die Unschuld ihrer selbst nicht bewußt. In ihrem weißen Asbestgewande schreitet sie unverletzt durch die Flammen der niedrigen und gemeinen Leidenschaften. Sie ist rein wie die Luft der hohen Gebirge und nimmt die da einfältigen Geistes sind, bei sich auf, wie der wasserreiche Strom die krystallhellen Fluthen der Bäche in sich aufnimmt. Der Verstand begreift sie, bewundert sie und eifert ihr nach, aber echt und rein ist sie nur in der Seele anzutreffen. Sie hat vier Eigenschaften, die ihr eigenstes Wesen ausmachen: Feinheit, Freigebigkeit, Offenherzigkeit und Achtung; um so feindseliger stehen ihr gegenüber: Plumpheit, Geiz, Falschheit und Verachtung.

Heut zu Tage ist die Aristokratie, wie Du, Leser,

gesehen hast, ein Schmuck, mit dem sich die Gesellschaft behängt; er besteht aus Perlen, aber es giebt unter diesen solche, die Zahlperlen sind oder einer Politur bedürfen, während andere den hellsten Glanz besitzen.

Don Roque bildete sich ein, daß sein Geld wohl eines Wappens und seine Wechselbriefe wohl eines Adelsbriefes würdig wären. Sein verfeinerter Egoismus gönnte sich diese reine Freude, während ihn schon der Gedanke außer sich gebracht hätte, seine Tochter könnte etwas Aehnliches sich erwünschen.

In einem viel zu häufigen und viel zu nahen Verkehr hatte Don Roque mit der Markise gestanden, als daß nicht hätte in ihm erwachen sollen . . . wie können wir es bezeichnen? Wir würden das Wort Liebe entweihen, wenn wir es auf Gefühle anwendeten, die ein solcher Mensch zu hegen vermag. Es war ein tiefer Reiz, den die Schönheit auf die Gefühle eines mit ihnen wenig verschwenderischen Menschen ausübte, denn bis jetzt hatte Don Roque nur an harten Piastern Wohlgefallen finden können; es war aber auch schon der Gedanke ein gewaltiger Reiz, der seine mächtige Eigenliebe und Eitelkeit hinriß, zu dieser edlen, eleganten und ausgezeichneten Sennora sagen zu können: mein Weib; konnte er ja dabei den Mund ebenso voll nehmen, wie wenn er, von seinem Vermögen redend, meine Millionen sprach; endlich war es der magnetische Einfluß,

die unwiderstehliche Anziehungskraft, die der Höhere über den Niederen ausübt, und denen gegenüber jeder Widerstand vergeblich ist. Eine solche Hoheit wird zwar mit dem Munde weggeleugnet, durch die That aber anerkannt; sie ist ein Fluß, der schon durch seine eigene Strömung Alles mit sich fortreißt.

Ob nun gleich der aufgeblasene Nabob das Geld im höchsten Werth hielt und ihm den ehrerbietigsten Cultus weihte, ob er gleich der Ueberzeugung lebte, daß der Besitzer von anderthalb Millionen Duro's bei jeder Frau jetzt und immerdar als Cäsar erscheinen müßte, so gab es doch etwas, was er selbst nicht näher anzugeben vermochte, was einer ungestümen Fliege gleich seine gewöhnliche Keckheit umsummte und sogar nach Mißtrauen gegen sich selbst aussah. Dieses etwas verdankte jedoch sicher seinen Ursprung nicht jenem Zartgefühl, welches von wahrer Liebe unzertrennlich ist und selbst einen König einem Hirtenmädchen gegenüber schüchtern macht; nein, es war das Bewußtsein, das seinem Eigendünkel mit ernster, vom Klang des Geldes nicht zu übertönenden Stimme zuflüsterte, es gebe denn doch einen unermeßlichen Unterschied zwischen der höchsten Stufe geistigen Uebergewichtes und der niedrigsten Gemeinheit, einen Unterschied, der niemals vollständig aufgehoben werden kann, wenn gleich die Welt und die Umstände eine Annäherung zwischen beiden hervorzubringen wissen. Dies sah Don Roque

als kluger Mann ein, und er hatte daher bei seinem Angriff etwas schweres Geschütz in Reserve, um sich eine Bresche in dem belagerten Platz eröffnen zu können, wofern dieser sich ihm nicht sofort auf Gnade und Ungnade ergeben würde. Er hatte sich gesagt: Wenn sie nicht will, — die Weiber haben ja gar zu seltsame Einfälle — und die zimperliche spielt, so werden wir sie mit Gewalt auf andere Gedanken zu bringen wissen. Wir müssen hier bemerken, daß Don Roque in dem infamen Darlehnskontrakt festgesetzt hatte, es könnte jeder der beiden Kontrahenten nach Ablauf eines Jahres den Vertrag aufheben oder dessen Erneuerung beantragen. Er wies nämlich die Markise darauf hin, daß diese Klausel lediglich zu ihrem Vortheil dienen würde; es könnte sich ja ihre Tochter verheirathen und deren Gemahl das Vermögen von allen Lasten frei haben wollen.

Schon war ein Jahr fast verflossen und der Kündigungs- oder Erneuerungstermin rückte immer näher heran.

„Willkommen, Don Roque!“ sagte die Markise, als sie eines Morgens den Millionär in ihr Zimmer treten sah und dabei geschickt den Widerwillen verbarg, den der plumpe, gemeine Gläubiger ihr einflößte; „wann sind Sie angekommen? und Lagrimas? wie geht es dem armen Kinde?“

„O, viel besser. Cadix bekam ihr wirklich nicht; da

habe ich sie denn auf's Land gebracht, und es geht ihr dort vortrefflich: sie ist sehr zufrieden und munteren Geistes. Sie hat dort einen Vetter, und ich glaube, wir werden bald Hochzeitskuchen zu essen bekommen."

„Wie sehr muß ich das beloben und wie sehr wird sich Reina freuen, wenn die Partie Ihrer Tochter und Ihnen gefällt. Dieses Mädchen ist ein Engel, aber äußerst zart, Sie müssen sie auf das Sorglichste pflegen."

„Versteht sich, daß es geschieht, Madame. Aber wie geht es Ihnen? Alle Tage schöner; Sie sind gar zu prächtig."

Die Markise mußte über dies plumpe Kompliment und über das windbeutelige Benehmen des schuftigen Don Roque lächeln. Dieses spöttische Lächeln, welches zugleich die höchste Verachtung ausdrückte, deutete sich jedoch Don Roque ganz anders; er glaubte, es würde ihm, nachdem er leise angeklopft, sofort herein zugerufen.

Niemals hatte Don Roque die eben so erhabene als zarte Sprache leidenschaftlicher und edler Liebe gesprochen; auch hatte er sich nie verliebt. Dieses Wort „verliebt" paßt so recht für diejenigen, welche die Liebe als Sache, als Zeitvertreib oder als Pflicht betrachten. Was heißt „verlieben?" Früher zeigte man sich als redlicher Bewerber oder man war der gemeine Verführer; jetzt scheint „verlieben" die rechte Mitte zwischen beiden zu bilden. Das kommt von unsern Fortschritten.

Don Roque war also noch nie bei Cupido's Garten vorübergekommen, geschweige denn in denselben eingedrungen; er war in Allem, was die Liebe betraf, unerfahren, wie hätte er deshalb auf einen Erfolg hoffen dürfen. Es sah sich daher die Markise einem Ungeheuer gegenüber, welchem zarte Empfindung und geistige wie körperliche Anmuth gleich fremd waren. Hätte sie ihre Lage erkannt, von der sie wohl nicht die leiseste Ahnung haben mochte, sie würde sich haben sagen müssen: hier wird Andromeda von der Chimäre bedroht.

„Ich habe aus gewissen Gründen, bevor ich hierher kam, eine genaue Berechnung meines gegenwärtigen Vermögens angefertigt," sagte Don Roque, indem er mit der Thür in's Haus zu fallen gedachte; „wissen Sie, wie viel ich besitze?"

„Wie kann ich das wissen, Don Roque?"

„Dreißig Milliönchen baar."

Die Markise verstand gar nichts von Geschäften, wie sie jedoch vernahm, daß Don Roque von Geldangelegenheiten zu sprechen begann, und wie sie daran dachte, daß das erste Jahr des mit ihm abgeschlossenen Vertrages demnächst zu Ende ging, mußte sie befürchten, daß Don Roque, wie dies bereits zum öftern geschehen war, nur gekommen wäre, um von seinen Verlegenheiten, von seinem Mangel an baarem Gelde zu sprechen, und demgemäß sein Darlehn zurückfordern würde. Sie athmete

daher wieder auf, als sie die letzten Worte ihres Gläubigers vernahm, und dieser mußte sich über sein geschicktes Manöver freuen, wie sie beifällig und mit einer gewissen Genugthuung erwiederte:

„Dazu kann man Ihnen nur gratuliren."

„Halten Sie mich nicht für einen vortrefflichen Bräutigam?" fragte der Nabob, der nun wirklich mit der Thür in's Haus fiel.

„Freilich giebt es nicht viele dergleichen," versetzte die Markise scherzhaft, denn dafür hielt sie die ihr gestellte Frage.

„Nicht wahr, eine halbe Orange wäre dafür schon zu bekommen?" fuhr der Nabob selbstgefällig zu fragen fort.

„Herr Jesus!" antwortete die Markise lachend, „so viele, wie Sie nur haben wollen."

„Ich verlange nur eine einzige, aber diese einzige muß so viel werth sein, als eine Menge anderer. Bei meiner Ehre! Roque la Piedra, meine Sennora, kann und will hoch hinaus. Er hat gutes Glück gehabt, aber er hat auch einen guten Geschmack." Sein Liebesunternehmen schien ihn zu verjüngen, es versetzte ihn in die Zeit zurück, in der er ein Verschwender gewesen war, und er fügte daher mit funkelnden Augen hinzu: „Das Schätzchen, welches mit mir sich zusammenthut, muß fix, nicht auf's Maul gefallen und überaus anmuthig sein;

es muß nicht zur guten, sondern zur besten Waare gehören; man muß es als eine Blume, als die Crême aller Feinheit betrachten können, kurz es muß so beschaffen sein wie Sie, Markise, die Sie einen hübschen Patzen Gold werth sind."

Die Ueberraschung oder vielmehr das Entsetzen der Markise war, als sie diese Worte vernahm, so groß, daß sie stumm mit weitgeöffneten Augen dasaß, und diese Frau, die sonst so rasch und so schlagend zu antworten wußte, konnte jetzt vor Ekel und Unwillen keine Erwiederung finden.

„Na, was meinen Sie?" fuhr Don Roque, zufrieden mit dem von ihm hervorgebrachten Eindruck, fort, indem er seinen Stuhl näher heranrückte; freilich in seinen Büchern stand dergleichen nicht geschrieben.

Würde und Zorn, Anstand und Eitelkeit, Feinheit und Stolz, wie sie das Innerste der Markise barg, brachen wie aus einem Vulkan hervor; rothe Flammen leuchteten auf ihrem Antlitz, und mit Bitterkeit sagte sie vor sich hin:

„Also dem habe ich mich ausgesetzt!"

Don Roque besaß viel zu wenig Takt, um das Roth auf dem Antlitz der Markise der weiblichen Schaam zuzuschreiben, die durch eine so unerwartete und unverhüllte Erklärung hervorgerufen wurde; ebenso wenig begriff er, wie unwillig ein hochgebildetes Wesen werden muß, wenn

ein gemeiner Wicht es zu sich herabzuziehen versucht; in seiner Anmaßung blind, glaubte er die Markise auf die angenehmste Weise überrascht zu haben, und fügte daher muthiger hinzu:

„Nicht blos einen hübschen Patzen Gold, nein, noch viel mehr ist diese Person werth."

Plötzlich wechselte der Purpur auf dem Antlitz der Markise mit einer solchen Blässe, daß sie einer weißen, kalten Marmorstatue auf einem Grabe glich.

„Wie schweigsam Sie sind," sagte Don Roque, als er sah, daß sie stumm sich aufrichtete: „nicht ausweichen! nicht ausweichen! . . . Sie sind zu vortrefflich! Es giebt denn doch wohl einen Anlaß, daß diese Lippen sich öffnen, um dem, den man geködert hat, ein Ja zuzurufen."

„Ein Nein allerdings," versetzte die Markise ruhig, indem sie ihre Geistesgegenwart wieder erlangt hatte.

„Was? Nein?" fragte Don Roque, beugte dabei den Kopf vor und runzelte die Brauen über seinen flammenden Augen.

Die Markise antwortete nicht.

Da rief der Crösus zornig:

„Was? Nein? und weshalb?"

„Es genügt das Nein, das weshalb bedarf keiner weitern Auseinandersetzung," erwiederte die Markise.

„Aber ich verlange dieselbe," sagte Don Roque mit pöbelhafter Zudringlichkeit.

„Verlangen Sie Ihr Geld," entgegnete die Markise stolz, „dazu haben Sie ein Recht."

„Das werde ich auch!" antwortete der reiche Mann mit verhaltenem Zorn.

„Gut!" sagte die Markise ruhig und nickte beifällig mit dem Haupt.

Don Roque nahm seinen Hut, aber noch war er nicht bis zur Thür gelangt, als das Interesse des Geschäftsmannes, welches für einen Augenblick dem des Bewerbers hatte nachstehen müssen, um so lebhafter wieder erwachte. Jetzt war Don Roque wieder ganz der alte. Er überlegte bei sich folgendermaßen: die Markise hat gedroht, den Kontrakt aufzulösen, und sie ist dazu fähig, wenn sie durchaus darauf besteht, denn sie kann das Geld unter denselben Bedingungen wie bei mir auch anderweitig bekommen, und das würde mir höchst unangenehm sein.

Einmal hatte Don Roque sein Geld bei dem mit der Markise abgeschlossenen Geschäft sehr gut untergebracht, und zweitens hatte er gewisse Gründe, die wir hier nicht weiter auseinandersetzen mögen, die jedoch mit dem ohne Hinterlassung eines Testamentes erfolgten Tode seines Gevatters im Zusammenhang standen, daß von den dreißigtausend Duro's nicht allzu viel Wesens ge-

macht würde. Da ihm nun das Geldinteresse über alles andere ging, was Eigenliebe und zartere Empfindungen betraf, so sammelte sich Don Roque schnell, setzte sich wieder und sagte mit einer Protektormiene zur Markise:

„Wohlan, Sennora, entzweien wir uns deshalb nicht; ich will edelmüthig sein und Böses mit Gutem lohnen. Sie haben meine Kleine hier bei sich gehabt und das hat Ihnen genug zu schaffen gemacht; ich will mich dafür dankbar erweisen und Sie wegen Ihrer Mühwaltungen entschädigen; behalten Sie daher das Geld, da ich es so sehnlich wünsche."

„Ich danke Ihnen für diese Gefälligkeit, ohne sie anzunehmen," versetzte ernst und entschieden die Markise.

„Und weshalb, Sennora?" fragte Don Roque, aus dessen Augen wieder Zorn und Verachtung sprühten.

„Sennor Don Roque," versetzte die Markise, „ich bin nicht gewohnt, von meinen Handlungen Rechenschaft abzulegen."

„Ich bitte Sie, Markise, mich nicht hintanzusetzen," sagte der Geizhals, indem er sich verbeugte, nicht vor der edlen und schönen Gestalt der Achtung gebietenden Sennora, sondern aus Furcht, daß seine Interessen irgendwie gefährdet werden könnten.

„Genug hievon, Sennor Don Roque," entgegnete die Markise; „ich habe einen nothwendigen Besuch abzustatten."

Da Don Roque einsah, daß er nichts erreichen würde, ging er wüthend von dannen.

Elftes Kapitel.

Schreiben der Lagrimas an Reina.

„Villamar, den 15. September 1848.

Mein Vater hat mich hierher gebracht, meine geliebte Reina, um zu sehen, ob es sich mit meiner Gesundheit bessern wird, die in Cadix von Tag zu Tag abnahm. Einige Erleichterung verspüre ich allerdings, und deshalb schreibe ich Dir, aber freilich jeden Tag nur einige Zeilen. Mein Brief wird daher wie ein Mosaik beschaffen sein, aber Dir denn doch beweisen, daß ich täglich an Dich denke. Zunächst muß ich Dir sagen: wenn Du Deine Briefe in der guten Absicht schreibst, mich lachen zu machen, so ist das bei den meinigen nicht der Fall; ich will vielmehr bewirken, daß Du die Trennung von mir beweinst, wie ich die Trennung von Dir beweine; allein trotz alledem wird mein Brief dies nicht erreichen, wenn ich Dir mittheile, daß Tiburcio Civico, jener Tiburcio, über den Du so sehr gelacht hast, mein Vetter ist.

Ich befinde mich jetzt in dem Hause meines Oheims,

des Alcalden und Thierarztes von Villamar; obgleich nun, wie Du dir denken kannst, er und seine Frau, eine grobe Galizierin, gewöhnliche Leute sind, so sind sie doch dabei so gut und ehrenwerth, sowie sie mich mit solcher Sorgfalt pflegen, daß ich, seit ich das Kloster verließ, und seit ich mich von Deiner Seite trennen mußte, mich nicht besser befunden habe. Sie wollen mich erheitern und zerstreuen; aber wie kann man sich erheitern und zerstreuen, wenn man von Allem, was man liebt, fern ist? Hierauf wirst Du mir, wie in Deinem Briefe, sagen, daß das Vergessen ein Balsam, die Erinnerung ein Aetzmittel ist; ebenso ist aber auch die Gesundheit ein Balsam und die Krankheit ein Aetzmittel, und es liegt nicht in unserer Macht, uns gesund zu machen oder zu vergessen. Frage Du ihn nur und er wird Dir dasselbe sagen; Du, meine Reina, sprichst nur deshalb so, weil Du noch nicht weißt, was Lieben ist.

Gestern habe ich einen langen Spazierritt zu Esel gemacht, weil Alle darauf bestanden. Man geleitete mich auf eine Höhe, auf welcher sich eine Kapelle und in dieser ein sehr schönes Bild unsers Erlösers befindet; derselbe ist unter der Last des Kreuzes niedergesunken und giebt den Menschen ein so erhabenes Beispiel. Mit welcher Inbrunst, meine Reina, habe ich zu seinen Füßen für meine Mutter, für Dich und für ihn gebetet.

Ich war so hingerissen, daß ich erst, als sie mich auf-

richteten, bemerkte, wie ich nicht für mich gebetet hatte. Das that mir weh, denn ich hätte zum Herrn, der so große Wunder wirkt, flehen sollen, daß er mir, nach seinem Willen, das Leben oder den Tod schenken möchte. Wie ich mich nämlich jetzt befinde, lebe ich nicht und sterbe ich nicht, denn körperliches Leid und in der Seele den Schmerz der Trennung ertragen, das ist nicht leben. Aber, Reina, der Tod bringt Entsetzen; mögen die, die ihn nicht in der Nähe geschaut haben, noch so viel zu seinen Gunsten sagen. Gestorben sein ist süß, aber sterben ist schrecklich. Zu denken, daß wir starr und kalt daliegen werden, daß alles Lebendige uns fliehen und nur die scheußliche Zerstörung uns treu bleiben wird, die uns nach und nach vernichtet! Der Kirchhof bei der Kapelle ist hübsch und so ruhig und anmuthig, daß es scheint, als hätten nur Gerechte hier eine Ruhestätte gefunden. Die Erde bedeckt dort ihre Todten gleichsam mit einem Blumenteppich. Mir gefällt es, wenn die Natur Blumen über den Gräbern hervorbringt, dagegen ist es mir zuwider, wenn sie von Menschen gepflanzt werden. Der Sterbliche wünscht nicht, daß ihn ein Blumengrab bedecke, wie man ja auch gewisse Schmerzen nicht durch Trost entweihen darf; eines wie das andere muß von Gott durch die Natur und durch die Zeit bewirkt werden; ihm müssen die Gräber ihre Blumen, die Herzen ihren Trost verdanken.

Mein Vetter Tiburcio thut mir leid; er verzweifelt hier; er nennt den Ort, der doch so sehr hübsch ist, ein abscheuliches Nest; vollends will er aber darüber verzweifeln, daß er nach dem dringenden Wunsch seiner Eltern, die dies für ein großes Glück ansehen, die Leitung einer von meinem Vater hier zu errichtenden Zündhölzerfabrik übernehmen soll. Tiburcio meint nämlich, eine solche Stellung passe nicht für ihn, er würde durch sie herabgewürdigt, als wenn Arbeit schon jemals geschändet hätte. Hochmuth und Eitelkeit haben den Kopf meines armen Vetters verdreht, der mir sonst ein guter Bursche zu sein scheint.

Es giebt hier einen ausgezeichneten Arzt, der mich mit großer Sorgfalt pflegt, und einen Kommandanten, der so gut und so gefällig ist, daß er mich auf meinen Ausflügen stets begleitet. Gestern machten wir einen solchen nach dem Fort, welches früher unter seinen Befehlen stand, aber jetzt ganz verfallen ist. Mir gefallen die Ruinen, wenn man sie nicht entweiht, sondern achtungsvoll sie gewähren läßt, so daß sie sich selbst ihre Ruhestätte aussuchen und sich selbst ihre Grabschrift mit Epheu schreiben können. Obgleich Du, Reina, die Erinnerungen nicht liebst, so sind sie doch der Epheu eines in Trümmer zerfallenen Glücks. Bei der Rückkehr sahen wir die Sonne sich in's Meer versenken. Don Juan de Dios, der Arzt, machte mich auf dies prächtige Schau-

spiel aufmerksam. Mich hat von jeher der Sonnenuntergang in Trauer versetzt; wenn sie verschwindet, denke ich mir: es ist wieder ein Sandkorn hinabgefallen in jener Uhr, welche die Zeit in ihrer Hand hält; wenn sie gar in's Meer versinkt, dann ergreift mich ein Schauder, denn ich glaube einen großen Schiffbruch vor mir zu sehen, und die letzten bleichen Strahlen kommen mir wie der Hülferuf eines mit dem Tode Ringenden vor...

Ich habe Dir gesagt, daß mein Wohnort hübsch ist; er macht aber durchaus keinen Anspruch darauf, es zu sein. Er besteht aus einer Gruppe niedriger Häuser, die sich um eine Kirche schaaren; diese überragt dieselben mit ernster Würde, und sie gleichen mit ihrem friedlichen Schweigen einer Versammlung von Gläubigen, die rings um ein Kreuz knieen. In der Nähe befindet sich ein prächtiges Kloster, welches mein Vater gekauft hat. Klingt es Dir nicht seltsam, wenn Du hörst: „ein Kloster kaufen," wie man eine Elle Tuch kauft? Ich habe es noch nicht besuchen mögen, weil es mich zu traurig stimmen würde. Tiefes Schweigen in den Hallen, in denen einst Gesänge ertönten und Gebete zum Herrn gerichtet wurden. Welch' ein Jammer, das Tabernakel, in welchem die göttliche Majestät thronte, welches die Herzen mit Ehrfurcht, Liebe und Trost erfüllte, leer und kalt zu erblicken und zu sehen, wie es keinen Trost mehr spendet. Ich gehe deshalb lieber nach dem Kloster der

heil. Anna; dort sind es die Gesänge der Nonnen, die Blumen, der Weihrauch, die Kerzen, die Gebete der Gläubigen, welche dem Herzen Trost einflößen und unsere Inbrunst verdoppeln, wie ja auch die Stimme im Chor, oder wenn sie begleitet wird, an Festigkeit und Zuversicht gewinnt. Wirst Du es glauben, daß mich Tiburcio deshalb verspottet? daß er sagt, man ginge blos aus Neugier oder aus Fanatismus in die Kirche? Sieht er, daß ich mich darüber entsetze, so sagt er, er würde es mir gedruckt zeigen. Manchmal glaube ich, daß dieser Bursche, welcher immer müßig geht und stets nur zu toben hat, gar noch verrückt werden kann.

Vor einigen Tagen besuchten wir den Strand, den die Meereswogen so schonungslos mit ihrer Bitterkeit überschwemmen. An einigen Stellen ragen Felsen empor gleich Soldaten, mit welchen die Erde dem Andrängen der See zu wehren versucht. Mir thun diese dunkeln Felsen leid; traurig und schweigsam müssen sie, der von Gott ihnen angewiesenen Bestimmung gemäß, den Kampf mit den Wogen bestehen. Einige erheben sich stolz und weisen diese Wogen ebenso stolz zurück; andere liegen unempfindlich und matt am Boden, lassen sie über sich wegstürzen und reißen ihnen höchstens einen Fetzen aus ihren Falten; der bleibt dann durchsichtig und ruhig in Höhlen aufbewahrt, und man sollte glauben, er habe nie zu jenem wüthenden Element gehört. Die Töchter=

chen meiner Tante holten mir Muscheln und Schnecken von verschiedenen Farben, und auch Meersterne. Diese sind sehr hübsch; hast Du sie bereits gesehen? Mein Oheim hält sie für Pflanzen und Don Juan de Dios für Polypen; die kleinen Mädchen aber sagen: es wären Sterne, die vom Himmel in's Meer gefallen und hier erloschen wären. Sie singen:

Das Meeressternlein löschte aus,
Im Sand wir's fanden Beide;
Vom Himmel es herniederfiel
Und starb vor Herzeleide.

Und ich meinerseits glaube, daß sie recht haben.

Ich fand einen Knochen; das Meer hatte ihn wie unbrauchbar auf den Strand geworfen. Ich bildete mir ein, daß es ein Knochen von meiner Mutter sein könnte, und dieser Gedanke machte mich so krank, daß man mich nach Hause schaffen mußte. Es ging mir schlechter wie die Tage vorher; aber ich ließ den armen Knochen in heiliger Erde bestatten, da ihn das Meer auswirft und die Erde zurückweist, und auf dem Strande wurde er bestattet; die Kirche hat einzelne Flecken Erde für müde Wanderer geweiht, an den Strand aber kommen die armen Leichen und bitten um ein Begräbniß. Wohin streckt nicht die heilige Mutter ihre Hand aus, um ihre Kinder zu beschirmen und zu trösten?

Seit meinem letzten Ausfluge befinde ich mich schlech-

ter, meine liebe Reina, und ich kann das Zimmer nicht verlassen. Meine arme Tante leistet mir Gesellschaft, wenn ihre Geschäfte es ihr gestatten; sie erzählt mir von dem Verdruß, den ihr ihr Sohn Tiburcio bereitet. Tief gekränkt hat es sie, daß er ein hübsches und vortreffliches Mädchen von hier verlassen hat, mit dem er bereits versprochen war; sie liebten sich von ihrer Kindheit an und er hat sie aufgegeben. Begreifst Du das, Reina? begreifst Du es, daß das Herz eine Liebe abschütteln kann, wie der Baum eine reife Frucht? Ich glaubte, die Liebe wäre der Baum selber, der jeden Tag tiefere Wurzeln im Herzen triebe. Sie ist als Kostgängerin in das hiesige Nonnenkloster eingetreten. Ach, wenn Du hören solltest, mit welcher Verachtung Tiburcio von den Nonnen und von den Klöstern spricht; ich komme bereits zu dem Glauben, daß er nicht bloß einen schlechten Kopf und schlechte Ideen, sondern auch ein schlechtes Herz hat.

Da ich nichts thun kann und, wenn ich auch könnte, es mir nicht gestattet wird, so sitze ich am Fenster und betrachte die Wolken, die so hübsch sind, so schweigsam über uns hinwegziehen und auf die die Menschen nicht merken, weil diese zu viel auf der Erde sich umzusehen haben. Manchmal, wenn sie recht hoch und durchsichtig sind, halte ich sie für Engel, die ihre silbernen Flügel am Blau des Himmels ausbreiten. Dann wieder, wenn sie so leicht daherschweben, über mir anhalten und darauf

weiter zu jagen beginnen, da ist es mir, als wenn sie mir, gerade so wie Du in unserer Kinderzeit, zuriefen: Komme doch, weshalb fängst Du mich nicht? Alles erinnert uns an die von uns geliebten Personen, Reina. Das Herz ist während der Trennung eine Repetiruhr, deren Kette stets aufgezogen ist. Fliegen die Wolken in rasender Eile, wie der Rauch aus der Räucherpfanne, gen Sevilla, da möchte ich sie mit Blumen beladen, die sie dann auf Dich herabregnen müßten, und jede müßte in meinem Namen Deine Stirn und Deine Hände küssen.

Schon, meine Reina, lassen sich schwarze Wolken erblicken, als hätte der Himmel eine Ahnung von den bevorstehenden Stürmen. Diese ersten Wolken erscheinen mir wie Schwärme schweigsamer Kraniche, die weit, weit hinausziehen, um sich einen andern Himmel zu suchen. Aber traurig ziehen sie dahin, denn sie mußten sich trennen. Die Trennung, Reina, die Trennung wird für ein so geringfügiges Uebel gehalten, und sie bereitet doch einen so großen, so tiefen Schmerz, so daß ich glaube, das Wort Adieu ist das traurigste von allen, die es giebt, und daß es nicht sowohl auf den Lippen der Lebenden, sondern auf dem Marmor der Gräber seine Stätte finden sollte ...

Wir haben bereits Stürme gehabt, Reina; schon hat der Wind seine gewaltige Stimme erhoben, diese

Stimme, welche einschüchtert und droht; schon erliege ich der Angst und den heftigen Anfällen des Fiebers. Was kann der Wind verlangen, Reina? Was hat ihm die Erde gethan, daß er sie so sehr züchtigt? Was sagt seine furchtbare Stimme? Etwas muß sie doch sagen. Vielleicht ist es die Seele eines andern Erdballs, der da verstarb, und vielleicht bittet sie für ihn. Ist es die Verzweiflung dessen, der da nichts ist und etwas zu werden wünscht? Worauf stützt er seine Stärke und mit welchem Munde brüllt er? Weshalb giebt er der traurigen Nacht den Vorzug und weshalb verfolgt er die armen Wolken, die er zerreißt und weinen macht? Wenn ich ihn höre, Reina, wie steigert sich da meine Aufregung und meine Angst! Meine Seele ist dann ein Schiff, welches der Sturm auf den Meereswogen mit dem Tode ringen läßt. O ihr Armen, ihr Armen, die ihr euch auf dem Meer befindet! Und ist es etwa ein Trost, daß man sich in Sicherheit befindet? Nein, nein! Dann ist die Ruhe des Gleichmuthes ein Verbrechen gegen die Menschheit; im Schlaf müßte sie Gewissensbisse empfinden. Nein, es müßten in solchen Fällen Alle zusammenkommen, wachen und Herz und Hände zu Gott erheben, um ihn anzuflehen für die, welche sich in Gefahr befinden, und Gott würde sagen: Alle sind sie meine Kinder, so daß also auch Alle Brüder sind. O mein Gott, mein Gott, gieb den Pflanzen Thau und Liebe

den Herzen! Gieb uns unser tägliches Brot, und vergieb, wie auch wir vergeben!

Indem ich das wieder lese, was ich gestern Dir während des Sturmes schrieb, sehe ich ein, daß ich Dir Anlaß gebe, mir zu zürnen, und Flora, mich zu verspotten. Ich höre sie behaupten, wie sie es sonst pflegte, daß die Trauerklänge während des Windes sich nur für Aeolsharfen, aber nicht für hübsche Mädchen ziemen, und daß das Mystische nur in der Litanei der Rose zukomme, da sich diese in der Welt nicht als Nonne kleiden, und keinen Dorn auf der Stirn, wie die heil. Rita, tragen kann, sondern nur im Herzen, oder mit einem Haarschopf bedeckt. Sage dieser heitern, lustigen Flora, daß ich im Herzen einen Dorn trage und daß ich wünschte, es wäre der der heil. Rita, und daß ich mich bemühe, ihn zu demselben umzuwandeln. Da ich so ganz allein bin, seit ich von Euch Allen mich trennen mußte, und da man es nicht duldet, daß ich mich anderweitig beschäftige, so kann ich eben nichts Anderes thun, als denken und empfinden.

Dieser Tage hat es viel geregnet, es war dies eine Folge der deshalb angestellten Gebete. Welche Barmherzigkeit Gottes! O Reina, wie flossen alle Herzen von Inbrunst und Dankbarkeit über! Nur das des unglücklichen Tiburcio blieb kalt und dürr, wie es der Boden gewesen war. Ist es denn nicht außerordentlich, daß in

dieser Zeit, in welcher die Wunder nachlassen, weil der Glaube nachläßt, dennoch Gott fortwährend Wasser sendet, wenn man dieserhalb Gebete anstellt? und zwar, weil wir dabei um das bitten, was er selbst uns zu erbitten gelehrt hat, nämlich um das tägliche Brot.

Es ist draußen wieder still geworden: die Wolken haben sich erhoben und ziehen in friedlicher Stille über die Erde, ohne sie zu berühren; könnte man es ihnen doch nachmachen! Heute, Reina, leide ich unter einer schrecklichen Angst; ich habe nämlich bemerkt, daß die Töchter meiner Tante, die in den ersten Tagen nach meiner Ankunft stets um mich waren, seit einiger Zeit nicht mehr in mein Zimmer kamen; ich schrieb es der Unbeständigkeit zu, die in solchem Alter so natürlich ist. Aber gestern, an einem Freitage, brachte mir die Kleinste einen Rosmarinzweig und sagte: „Nimm, Lagrimas, diesen Rosmarinstängel, der jeden Freitag blüht*); ich bringe ihn Dir, weil Du einen Gefallen daran hast und ohne daß es meine Mutter sieht, die uns verboten hat, Dir nahe zu kommen". Sofort lief sie davon.

Sollte meine Krankheit ansteckend sein, Reina? Beginnt der Tod vielleicht damit, daß er mich schon bei

---

*) Auch etwas von dem frommen, duftigen, unschuldigen und echten Glauben des Volks. Der Dichter kann dergleichen nicht erfinden.

Lebzeiten von den Lebendigen scheidet? Ist meine Nähe gefahrbringend? O Reina, das wäre entsetzlich! Ja, ja, es ist gewiß so. Ich habe lange, lange geweint, und ich konnte es, weil Niemand mich fragte weshalb. Meine armen Verwandten müssen ihren Geschäften nachgehen und können nicht bei mir sein. O Reina, wie traurig ist das Leben und wie fürchterlich ist der Tod! Ich habe schreckliche Schmerzen in meiner Brust . . . im Kopf . . . aber stets wiederhole ich nach dem Beispiel meiner Mutter:

Fest mich haltend an den Nägeln,
Lehne ich mich an das Kreuz,
Daß Du allzeit mich beschützest,
Jesus, Du Erlöser mein.

Lagrimas."

Flora an Lagrimas.

„Meine geliebte Lagrimas!

Reina fühlt sich etwas unwohl und beauftragt mich, Dir in ihrem Namen zu schreiben. Aber ich will es in dem meinigen thun, weil ich Dich sehr liebe und weil ich mich denjenigen, welche ich liebe, gern mittheile; außerdem habe ich Dir gar viel zu sagen. Ich glaube, daß das, was ich Dir sage, nicht unfruchtbar für Dich sein wird, und deshalb habe ich die Feder ergriffen, ein Instrument, welches ich hasse. So viele ihrer auch sein

mögen, ich gebe sie alle für eine Nadel dahin, sowie alle Degen, den berühmten Franz des Ersten nicht ausgenommen, für einen Fächer. Um diesen allgemeinen Umtausch zu bewirken, müßte ich allerdings eine Wünschelruthe besitzen. Welchen Frieden würden wir alsdann genießen!

Doch zur Sache! Fabian ist fort, er ist in das aktive Leben eingetreten, wie Genaro sagt, in das positive, wie Marcial behauptet. Dieser Sohn Apollo's trat in den Dienst der Themis, wie er sich ausdrückte; zugleich versicherte er, daß ihm dieser nach dem der Flora als sehr gewöhnlich erschiene. Er vertauschte den Lorbeerkranz mit dem Doktorhut, die Leier mit der Wage der Gerechtigkeit, die er nunmehr wie der Diener in einem Spezereiladen handhabt. Wir sagten uns gegenseitig ein Lebewohl wie zwei gute Kinder, die während der Feierstunden miteinander spielten und diese Spiele verlassen, ohne zu weinen oder zu toben, da sie wieder in die Klasse gehen müssen. Also glaube ja nicht, daß ich Dir mit einer Elegie kommen werde, nein, nein. Die Elegie ist eine Trauerweide, die mir zwar am Ufer eines Flusses gefällt, allein meiner Feder ist und bleibt sie fremd, denn diese kann keine Ausrufungszeichen machen, diese Standarten bei den Deklamationen; ich weise die Thränen zurück, obwohl Fabian sie Perlen des Herzens nennt, denn in dem will ich nur Smaragde und Brillanten haben. Von allen Thränen gefällst nur Du mir.

Kurze Zeit hintereinander fanden drei wichtige Ereignisse statt. Fabian zog fort, diese Nachtigall meines Frühlings; ich wurde achtzehn Karnevals alt, und es traf ein Vetter im dritten oder vierten Grade ein, dem diese Verwandtschaft zu entfernt schien, so daß er die Bande derselben enger anzuziehen wünschte. Da ich seinen Wünschen nicht rasch genug entsprach, so that dies meine Mutter statt meiner auf die zärtlichste Weise von der Welt, indem sie mir in entsetzlich prosaischer Weise erklärte: ich wäre jetzt anderthalb Dutzend Jahre alt, das wäre eine beachtungswerthe Zahl und es demgemäß Zeit, an einen Gatten und nicht an Verse zu denken. Da mein bisheriger Lieferant mich nur mit Sentenzen versehen konnte, so fand ich die meiner Mutter gar so unrecht nicht. Du mußt es wohl bedenken, Lagrimas: die Weisheit befindet sich auf den Lippen alter Leute, wie der gute Wein in den reifen Trauben; hier ist nicht mehr wie dort; die unreifen Weintrauben liefern Agraz, ein Getränk, das uns an heißen Sommernachmittagen abkühlen soll. Wir gutgezogenen Mädchen dürfen die Liebe nicht wie einen Wegweiser betrachten, wie, nach Fabian's Erzählung, dergleichen im Auslande bei den Kirchthurmrennen ausersehen werden, auf die man in grader Linie losstürmen, über Hecken und Gräben setzen, kurz bei denen man alle nur möglichen Hindernisse überwinden muß; das bringt in Unordnung, entstellt, raubt

alle sanfte, weibliche Anmuth, der Jugend die Frische, und verleiht das Aussehen eines Mannweibes.

Das Herz eines jungen Mädchens darf nicht sklavisch, wohl aber muß es gelehrig sein. Ein Gatte vertraut mehr einem gelehrigen, als einem emanzipirten Herzen, denn das Weib, welches sich von dem ersten Zügel befreit, kann sich auch von dem zweiten befreien. Was dem Liebhaber gefällt, kann der Ehemann innerlich verdammen; die Vergangenheit verbürgt uns nicht die Zukunft; deshalb verliert die Frau so viel von dem, wodurch sie einst blendete, und so manchen Anspruch auf die Achtung und auf das Vertrauen des Mannes; vor Allem muß sie auf den herrlichen Ruhm verzichten, daß dieser sie ihren Töchtern als Muster darstellt, und die Mutter, welche nicht ihren Töchtern zum Muster dienen kann, soll sich dergleichen gar nicht erst wünschen. Ich sage Dir dies Alles, mein sanftes und trauriges Kind, weil wir Beide uns in einer ähnlichen Lage befinden, weil ich Dich an meinen Betrachtungen theilnehmen lassen und weil ich Dir mein Beispiel empfehlen will, nicht weil ich zweifle, daß Du ebenso als gute Tochter handeln wirst wie ich, sondern damit Du dabei fröhlich und guter Dinge sein sollst. Bringt man ein Opfer mit der Miene eines bejammernswerthen Schlachtopfers, so verliert es seinen moralischen Werth wie ein Geschenk, das man widerwillig macht; als ich daher meinem Vetter

gelobte, seine Lebensgefährtin werden zu wollen, so habe ich mich an ihn wie an eine Pflicht, wie an eine Hoffnung, wie an ein Glück angeschlossen, und man sagt, daß er es verdient.

Die Eltern krönen das mühselige Werk der Erziehung ihrer Töchter, nachdem sie so viele Opfer deshalb gebracht, damit, daß sie ihnen eine anständige Stellung verschaffen und ihr Glück sichern; ist es da nicht der schwärzeste Undank, wenn man ihnen diese Krone, mit der sie ihr Werk zu vollenden und zu belohnen gedachten, entreißt und in so jugendlichem Alter über sich selbst verfügt, indem man seine Eltern verleugnet und die Autorität verachtet, die Gott, die Natur, die Vernunft, die Dankbarkeit und unser eigenes Herz ihnen über uns einräumen. Zudem glaube ich, Lagrimas, daß Gott jede gute Handlung belohnt; dürre Pfade schmückt er mit Blumen. Wenn Du doch meine Freude über die Zufriedenheit meiner Eltern sehen könntest, die aus ihrer Liebe zu mir entsproß! Denn, meine Tochter, ihr zukünftiger Schwiegersohn ist nicht bloß ein ausgezeichneter Mensch, er liebt mich nicht bloß zärtlich, sondern er ist auch eine glänzende Partie. Meine Mutter flehte den heil. Antonio an, daß er mir einen guten Gatten verschaffen möchte, und seit er dies gethan, steht dieser Heilige besser bei ihr angeschrieben, wie alle übrigen. Ich wünschte, Du wärest so glücklich und so zufrieden

wie ich, und eben deshalb habe ich Dir diesen Brief geschrieben, der zur Ehre der Wahrheit gedruckt zu werden verdiente. Ich verabscheue den Egoismus, diese ungeheuere Sparbüchse, die, wenn sie es ermöglichen könnte, alle Sonnenstrahlen und alle Blumen der Erde in ihrem verschlossenen Schooß bergen möchte.

Fabian wandte auf mich die Redensart eines französischen Schriftstellers an, daß nämlich jeder meiner Gedanken ein Lächeln enthielte. Ahme mir hierin nach, mein geliebtestes Kind, und gieb nicht Anlaß, daß uns der Gedanke bekümmert, jeder der Deinen enthielte, was Dein Name besagt, Thränen.

Die Deine von Herzen,
Flora."

Antwort der Lagrimas.

„Geliebteste Flora!

Ich habe Deinen Brief empfangen, wie die bescheidene Blume des Thales den ihr von Gott gesandten Thau empfängt. Wie gut bist Du, daß Du mich liebst und Dich meiner erinnerst, Du, die da von so Vielen umschwärmt wird, um sie zu lieben, um Dich mit ihnen zu beschäftigen.

Du tausendfach Beglückte, die liebende Hände gelei-

ten und Dir Deine Pflicht versüßen. Du hast, wie die Wolken im Frühling, eine sanfte Briese gefunden, wie sie diese durch den blauen Aether geleitet. Es giebt aber auch Wolken, die verlassen und allein umherschweifen, wie es der Zufall will; sie gehen nicht hoch genug, um die Sterne zu fragen, welchen Weg sie nach ihrer Bestimmung einschlagen sollen, sie sind aber auch nicht so nahe mit der Erde verbunden, daß diese ihnen Rath ertheilen könnte. Du wirst mir vielleicht sagen, daß die Vernunft ein Führer ist, der sich nicht so hoch versteigt wie die Begeisterung, noch so niedrig wie die Erfahrung; aber, Flora, die Vernunft will selbst geleitet sein, und weist sie solche Leitung von sich, dann ist ihre Macht äußerst beschränkt.

Du sagst mir, ich soll Dir nachahmen und heitere Gedanken hegen. Flora, sage dem Meer, daß es glänzen soll, wenn die Sonne sich nicht in ihm spiegelt.

Deine Tage, Flora, eilen dahin ohne Leiden, und Deine Nächte sind ruhig. Meine Tage, auch nicht einen ausgenommen, sind ein fortwährender Schmerz; meine Nächte verbittert, wenn ich wache, die Angst, wenn ich schlafe, das Alpdrücken. O Flora, wie entsetzlich ist das letztere! Und so viel auch die Menschen darüber hin und her verhandelt haben, sie konnten doch kein Mittel gegen diese furchtbare Beklemmung des Geistes ausfindig machen. Du erinnerst Dich ihrer Schilderung durch

einen englischen Dichter*), die uns Fabian einmal mittheilte; ich habe sie nicht vergessen: „Ich hatte einen Traum, aber der Menschen Vermögen ist außer Stande, zu sagen, was das für ein Traum war; nie sahen ihn die Augen der Menschen, die Ohren der Menschen vernahmen ihn nie, ihre Hände erfaßten nie, ihre Sinne konnten nicht begreifen, ihre Worte nicht ausdrücken, was das für ein Traum war.“ Dieses Alpdrücken, wenn es so schrecklich ist wie das, welches mich peinigt, muß das Vorgefühl der Qualen und des Entsetzens der Verdammten sein. Nun sage mir, meine Flora, was vermag die Vernunft gegen das gewaltige Pochen des Herzens, gegen den Schweiß, in welchem sich die Stirn badet, gegen die Aufregung und gegen das Entsetzen dessen, der von diesem Leiden erwacht? Kann das Schweigen der Nacht Ruhe bringen? die Stille dieser wie dahingestorbenen Stunden Besänftigung? Oder kann die Ueberzeugung, daß Alles nur auf Einbildung beruht, helfen? Nein! Vermag aber die Vernunft nichts gegen die Eindrücke der von der Phantasie hervorgerufenen Bilder, welche Gewalt könnte sie da über die Eindrücke der Wirklichkeit haben? Meine Flora, Jeder empfindet nach dem mächtigen Instinkt, mit dem Gott sein Herz ausgestattet hat; vergebens würden die Gewässer sich

*) Shakespeare.

ihrem Lauf entgegensetzen, und ebenso ist es mit der Ausströmung des Lichts, mit dem Bewegen der Herzen; für die Einen ist dieser Lauf ein Lächeln, für die Andern die Trauer. Zu den Einen sagt Gott: leidet! zu den Andern: freuet euch! aber zu Allen: kommt zu mir!

Sei glücklich, meine Flora, sei glücklich, wie es die sein muß, die von dem Allmächtigen erschaffen wurde, den Sterblichen zu beweisen, wie leicht die Tugenden sind, und wie sie diejenigen, die sie üben, schön und liebenswürdig, und dadurch ihre Umgebungen glücklich machen, gleich den Blumen, die Alles um sie her durchduften. Dir allein unter den weiblichen Wesen ist es, wie der Orange unter den Bäumen, vergönnt worden, gleichzeitig reine und balsamische Blüthen und süße, goldene Früchte zum Vorschein zu bringen.

Lagrimas."

Zwölftes Kapitel.

September 1848.

In den Tagen nach jenem von uns geschilderten Vorfall zwischen der Markise und dem Millionär bemerkte Reina, daß ihre Mutter außergewöhnlich beschäftigt war. Sie sah, wie eine Menge ihr unbekannter Leute, Mäkler, Advokaten und Schreiber bei der Mar-

kise aus- und eingingen, aber diese sprach darüber nicht, und Reina — es schmerzt uns diese Mittheilung — setzte den jungfräulichen Anstand eines Mädchens, alle zarten Gefühle und die kindliche Dankbarkeit dergestalt aus den Augen, daß sie sich ganz ihrer Leidenschaft hingab. Mit der Selbstsucht eines verzogenen Kindes zog sie ihr Idol allem Uebrigen vor, damit es ganz ihr eigen würde. Gott hat das Herz der Jungfrau mit einem starken Magnet ausgestattet, damit sie Kraft gewinnt, das väterliche Dach und den Schooß der Mutter zu verlassen. Wenn aber die Anziehung dieses Magnetes ihre Grenzen überschreitet, wenn sie die Jungfrau gegen die heiligsten Gefühle erkältet, sie undankbar, ausgelassen, unbesonnen macht, dann Schande über sie, denn sie überschritt ihre Grenzen gleich einem scharfen, schrillenden Mißton in der allgemeinen Harmonie. Die jungen Mädchen mögen die Ueberzeugung gewinnen, daß, selbst wenn man die Dinge nur rein äußerlich betrachtet, ein Zügel in den Gefühlen und ein Schleier über das Gesicht ein Magnet, ein Zauber sind, der dem Feinen und Zarten einen verführerischen Reiz verleiht.

Reina also ahnte weder etwas, noch fragte sie ihre Mutter, sondern es genügte ihr der Gedanke: da sie mir nichts sagt, so wünscht sie, daß ich nicht erfahre, was ihr Verlegenheit bereitet; ist es ein Geheimniß, so

muß ich es dabei bewenden lassen, denn fragen hieße so viel, als ihr unbequem werden. Wie viele suchen auf diese Weise über ihre dringendsten Verpflichtungen hinwegzukommen und rechnen sich sogar unverschämter Weise ihre Fehler als Vorzüge an.

Die Markise hatte Don Domingo von Osorio ersucht, daß er den Tag vor Ablauf des Kontrakts zu ihr kommen möchte; sie wünschte, sich ohne Zeugen mit ihm zu unterreden.

Wie er eintrat, saß die Markise an ihrem Schreibtisch und war mit Schreiben beschäftigt.

„Frau Markise," sagte er, indem er sich ihr näherte, „mit der Republik geht es zu Ende; die da roth waren, sind sehr blaß geworden. Heinrich V. ist bereits in Marseille und alle Glocken Frankreichs läuten, alle Kanonen donnern ihm ein Willkommen entgegen. Das kann nur zu einem günstigen Ergebniß führen, und so kommt denn nach dem Chaos das Licht, nach der Unordnung die Ordnung: die heftigsten Fieber währen die kürzeste Zeit. In Vigo," fuhr er mit leiser Stimme fort, „ist ein russisches Schiff mit zwanzigtausend Gewehren und hunderttausend Rubeln gelandet."

„Don Domingo," sprach die Markise, ohne diesen politischen Nachrichten Berücksichtigung zu schenken, „ich wünschte Sie zu sprechen, um Ihnen zweierlei mitzutheilen, zunächst die Verheirathung meiner Tochter."

„Ihrer Reina? Mit wem denn? Mit dem Markis von Navia?"

„Nein; sie wird sich mit Genaro verheirathen."

„Mit Genaro!"

„Ja. Die Verbindung zerstört alle meine Hoffnungen; allein meine Tochter liebt Genaro leidenschaftlich und ist fest entschlossen, sei es früher oder später, seine Gattin zu werden. Was ich vermochte, habe ich gethan, um dieses Bündniß zu verhindern, wie dies einer guten Mutter geziemt, die da einsieht, daß die Heirath ihrer Tochter nicht einer verliebten Laune genügen, sondern ihr Glück, ihre Stellung in der Welt und dereinst das Wohlergehen ihrer Kinder begründen soll. Ich habe ferner als Vormünderin die Heirath meiner Tochter mit all' dem Ernst erwogen, mit welchem eine solche Angelegenheit erwogen zu werden verdient; denn von ihr hängt ja das Geschick ihrer gesammten Nachkommenschaft ab, und die Billigkeit verlangt es, daß die günstige Lage, in welcher sich das Mündel befand, ihm auch für die Zukunft erhalten werde. Alles jedoch, was ich anwandte, um sie von ihrem Vorhaben abzubringen, war vergeblich; Ueberredung, ernste Ermahnung, Sanftmuth, Strenge vermochten nichts gegen die Behauptung, die sie mir beharrlich entgegenhielt und die ich nicht entkräften konnte, daß nämlich Genaro ein vorzüglicher Mensch ist; darin hat sie theilweise recht. Genaro ist seiner Ge-

burt wie seinem Benehmen nach durch und durch ein Kavalier, er ist ein feiner, ausgezeichneter junger Mann von außergewöhnlichen Fähigkeiten und sein Betragen ist musterhaft; er wird ein guter Gatte und ein ausgezeichneter, umsichtiger Verwalter des Vermögens seiner Frau sein. So opfere ich denn den größeren Glanz dem größeren Glück meiner Tochter, die unglücklicher Weise von Kindheit an nicht gelernt hat, nachzugeben, die erste Lehre, welche Mütter ihren Töchtern beibringen sollten, indem sie den Geist der Widersetzlichkeit in seinem Ursprung ersticken."

„Sie erinnern sich, wie oft ich Ihnen diesen Rath errheilte," sagte Don Domingo, den die Verheirathung des von ihm so geliebten Mädchens schmerzlich ergriff. „Ei, ei!" fügte er hinzu, „welch' eine absolute Königin ist unsere Reina!"

„So ist es," meinte lächelnd die Markise, „aber in diesem Absolutismus stimmt sie ganz mit Ihnen überein."

„Frau Markise, mir behagt nicht ein absoluter Wille, sondern eine absolute Gewalt, und diese Gewalt darf nicht auf einem todten, geschriebenen Gesetz beruhen, sondern muß sich in einer lebendigen, starken Hand befinden, die sie zur Ausführung zu bringen vermag, da sie sonst regungslos in ihren Verfassungsparagraphen stecken bleiben würde."

„Ich habe Ihnen noch eine zweite Mittheilung

machen wollen," fuhr die Markise fort. „Morgen ist ein Jahr verflossen, seit ich den Vertrag mit Don Roque eingegangen bin."

„Ja, ja," versetzte Don Domingo, „und da sich Reina verlobt hat und deren künftiger Gemahl den Vertrag nicht aufheben wird, so haben Sie denselben verlängert."

„Ich gedenke es nicht zu thun, Don Domingo."

„Wie? Was beabsichtigen Sie denn sonst?"

„Zu zahlen."

„Zu zahlen?" rief Don Domingo erstaunt. „Mein Gott," fügte er beunruhigt hinzu, „soll Don Roque etwa Eigenthümer des Landgutes werden?"

„Der aufgeblasene Grobian würde damit sehr zufrieden sein; allein diese seine Absicht soll und wird er nicht erreichen."

„Aber wie wollen Sie denn bezahlen, Frau Markise?" fragte ihr alter Freund; „wo wollen Sie bei der jetzigen Klemme das Geld hernehmen?"

„Hier ist es," sagte die Markise, und nahm zwei Wechsel auf Sicht aus einer Schublade.

Don Domingo betrachtete sie mit der größten Ueberraschung.

„Das sind ja Wechsel über viermalhunderttausend Realen, und von dem reichen Fabrikanten F*** ausge-

stellt. Also dieser zahlt Ihnen die Leibrente, und in welcher Art?"

„Ich habe sie verkauft," erwiederte die Marquise.

„Herr Jesus! Herr Jesus! Welch' eine unüberlegte, thörichte Handlung!" rief Don Domingo und schlug die Hände über dem Kopf zusammen; „eine Rente von dreißigtausend Realen, und eine Frau, die noch nicht vierzig Jahre zählt! Herr Jesus, Sie haben wie eine Blinde und wie ein Kind gehandelt und Ihren Ruin selbst herbeigeführt. Die Schulden lasteten auf dem Vermögen Ihrer Tochter; wie konnten Sie sich für dieselben verpflichtet erachten? Weshalb bringen Sie ohne alle Noth ein solches Opfer?"

„Don Domingo, ist nicht das, was ich besitze, ebensogut der Besitz meiner Tochter?"

„Sie kann sich verheirathen und ihr Gatte nicht derselben Ansicht sein, so daß er weder Ihr Opfer noch die Schuld anerkennt."

„Dessen ist Genaro nicht fähig, Don Domingo, aber selbst wenn Ihre Befürchtung sich bestätigen sollte, so verbleibt mir mein Witthum, welches für mein Alter hinreichen wird."

Don Domingo las den zweiten Wechsel: „Zweimalhunderttausend Realen auf den Juwelier B***."

„Sennora, Sennora!" rief er voller Verzweiflung, „Sie haben Ihren prächtigen Schmuck verkauft, die Fa=

milienjuwelen, die Ihr Urgroßvater aus Lima mitbrachte und die einen Werth von mehr als einer Million hatten? Und dafür diese erbärmlichen zweimalhunderttausend Realen?"

„Ich habe einen vollständigen Schmuck für Reina zurückbehalten," versetzte die Marquise.

„Mein Gott! mein Gott!" sagte Don Domingo, und ging außer sich im Zimmer auf und ab, „welch' eine Zerrüttung! welch' ein Ruin! Weshalb haben Sie nicht vorher mit mir gesprochen? Wenn Don Roque durchaus das Geld verlangt, hätte sich gewiß Jemand gefunden, der es unter eben so günstigen Bedingungen, wie sie der Tyrann feststellte, Ihnen dargeliehen hätte."

„Nein, nie wieder! nie wieder!" rief mit scheuen Blicken die Marquise, „nein, nie wieder! Wie ein Feuer zehren die Schulden am Lebensfrieden; man mag sich noch so hochgestellt glauben, durch sie wird man in die niedrigste Sphäre herabgezogen; der große Haufen verachtet den Schuldner, der Reiche schmäht ihn, und solcher Uebermuth ist wohlbegründet; denn der Adlige, welcher in Schulden geräth, kann nicht mehr sein Haupt erheben, sie sind die Galeere, an welche er mit den Füßen geschmiedet ist. Der erste Adlige, welcher Schulden machte, nicht zum Besten seines Königs und seines Vaterlandes, zerstörte die erste Zinne an jener hohen Burg, welche der Adel als sein Wahrzeichen errichtete; will er

seinen Ruhm bewahren, so muß er mit vollen Händen geben, aber er darf nicht wissen, was nehmen ist. Derjenige, welcher bezahlen kann und nicht bezahlt, selbst wenn er dabei Opfer bringen sollte, leidet an seiner Ehre und hinterläßt seinen Nachkommen mit Wissen und Willen ein tödtliches Uebel, welches sich wie die hektische Krankheit vererbt. Wer da leiht mit der Absicht, das Darlehn zurückzuzahlen, handelt gerade so wie derjenige, welcher mit der Absicht, sich zu bessern, sündigt. Die Schulden sind die Motten für die adligen Häuser und eine Schande ihrer Wappen, die Sklaverei einer erhabenen und unabhängigen Seele, die Geißel dessen, der statt der Würde Hochmuth zeigt, wie man in Ermangelung des Goldes sich des vergoldeten Kupfers bedient. Alles dieses, Don Domingo, sind Lehren, die ich der Erfahrung verdanke; die Schulden haben meine gesammte Existenz verbittert; ihretwegen habe ich mich erniedrigen nnd einen Menschen freundlich behandeln müssen, der sich nicht bei mir blicken lassen durfte; sie haben die erste Beleidigung zuwegegebracht, die ich in meinem Leben empfangen habe . . . O, meine Tochter wird ihr Vermögen schuldenfrei bekommen. Ihr soll nicht begegnen, was ihrer Mutter widerfahren ist.“

„Markise,“ sagte Don Domingo, wie er deren heftige Aufregung bemerkte, „Sie reden beseelt von einem edlen Gefühl und mögen neuerdings etwas Widerwärti-

ges erduldet haben, was Sie mir nicht mittheilen wollen. Wenn Sie nun gleich im Grunde genommen recht haben, so übertreiben Sie dennoch. Bedenken Sie, daß manchmal ein Darlehn für denjenigen, welcher es giebt, eine Gunst, und für den, welcher es empfängt, eine Wohlthat ist."

„Das leugne ich," fuhr die Markise mit steigender Wärme fort, „das leugne ich und gestatte nur äußerst seltene Ausnahmen. Verfassen Sie, Don Domingo, ein Gesetzbuch der Ehre, damit unsere Kinder es auswendig lernen, und erklären Sie in demselben die Schulden für eine Schmach und den Wucherer für einen niederträchtigen Vampyr, dessen Berührung wie die des Henkers mit Schauder erfüllt; sagen Sie aber auch in diesem Buch, daß der arme Adlige, welcher nicht bettelt, ganz so wie der reiche Plebejer zu ehren ist, welcher giebt. Indem so beide auf eine gleiche Stufe treten, erreichen wir die gepriesene Gleichheit, die Hochmuth und Stolz nie erlangen können; denn reich ist der, welcher nicht bettelt, und edel ist der, welcher giebt. So, Don Domingo, ermöglicht man den Fortschritt, und zwar auf dem Pfade, den das Evangelium, die erste und einzige Quelle alles geistigen Fortschrittes, anweist."

Dreizehntes Kapitel.

Oktober 1848.

Während Don Roque seine Pläne mit wenig Glück, wie wir gesehen haben, verfolgte, während Reina und Genaro sich ihrer Leidenschaft hingaben, sie vor lauter Vertrauen und Hartnäckigkeit blind, er wachsam und anspruchsvoll aus lauter Mißtrauen, während die Markise, erschöpft nach so vielfacher Aufregung, Ruhe suchte und ihr Interesse, ihre auf den höhern Glanz der Familie gerichteten Bemühungen dem Wohlergehn und den Wünschen ihrer Tochter zum Opfer brachte, war Lagrimas allein mit ihren Leiden und außer aller Verbindung mit denen, die sie liebte, da ihr Reina auf den letzten ausführlichen, in Zwischenräumen geschriebenen Brief nicht geantwortet hatte; sie nahm von Tag zu Tag ersichtlich ab, litt mehr wie je und blieb dabei sanft und still wie die Blume, welche dahinwelkt, ihr Haupt neigt und stirbt, bewässert von den bittern Fluthen des Meeres, ohne ihren Duft zu verlieren.

Vergeblich wurde Tiburcio inzwischen von seinen Eltern gebeten, die Leitung der Fabrik zu übernehmen, welche Don Roque im Kloster errichtete. Tiburcio war hartnäckig dagegen und berief sich einzig und allein dar-

auf, daß er nicht zum Fabrikanten geboren wäre, wobei er das Wort Fabrikant mit einer solchen Verachtung aussprach, daß es sich weder beschreiben, geschweige denn nachahmen ließ. Und doch bezeichnet dieses Wort eine überall geachtete und wohl aufgenommene Klasse von Leuten, denen das Volk Achtung und jede Regierung Berücksichtigung angedeihen läßt, während die Armen, denen sie Brot geben, ihnen Ehrerbietung zollen. Diese Leute sind die großen Adern des sozialen Körpers, die das Blut nach den Gefäßen hin vertheilen, und deren Herrschaft und Geschäftskreis, wenn diese sich in gerechten und wohlwollenden Händen befinden, in unserm Jahrhundert der Selbstsucht und schwindelhafter Unabhängigkeit einigermaßen an die väterliche Herrschaft der Patriarchen über ihre Stämme erinnern.

Da Don Perfecto in keiner Weise seinen Sohn auf andere Gedanken zu bringen vermochte, gerieth er in Verzweiflung und griff endlich zu dem letzten Mittel, indem er, trotz des angelobten Geheimnisses, Tiburcio mit den Heirathsplänen seines Oheims bekannt machte und ihm Lagrimas als künftige Gattin in Aussicht stellte. Wie groß war jedoch das Erstaunen des armen Vaters, der seinem Sohn die schönste Zukunft und die Fabrik als die Morgenröthe derselben ausmalte, als er sah, daß auch dieser Vorschlag wie der frühere mit derselben Verachtung zurückgewiesen wurde. Tiburcio erklärte nämlich

seinem Vater mit gewohnter Entschiedenheit und mit all der Ueberlegenheit, die er sich angeeignet hatte, daß er nie ein fanatisches, krankes und halb tolles Mädchen heirathen würde, selbst wenn man ihm nicht dabei die Bedingung machte, Fabrikant zu werden und in einem erbärmlichen Nest zu vegetiren. Der Vater wollte darauf bestehen, allein der Sohn entgegnete ihm mit einer so bittern Verachtung, mit einer so beleidigenden Ironie, daß der arme Alcalde endlich, wenngleich viel zu spät, einsah, wie unklug er gehandelt hatte, als er die vernünftigen, wenngleich etwas plump vorgebrachten Gründe seiner Frau unberücksichtigt ließ; war ja die Frucht aller seiner Opfer und Mühen ein undankbarer, widersetzlicher und übermüthiger Sohn, der nichts gelernt hatte, als auf Andere verächtlich herabzusehen.

Diese Geringschätzung, wie man sie heut zu Tage vor Augen hat, war früher lediglich darauf beschränkt, daß man sie niederträchtigen, gemeinen Dingen zukommen ließ: jetzt ist sie so allgemein wie der Gebrauch des Zuckers geworden. Früher zeigte sich der Hochmuth bei den Großen der Erde, und er stützte sich auf Stärke und Macht, die ihm freilich nicht zur Entschuldigung dienten. Diese Zeit hatte ihren Repräsentanten in dem Götz von Berlichingen Goethe's, in diesem mittelalterlichen Helden mit der eisernen Hand, deren er sich mit dersel-

den Leichtigkeit bediente, wie der von Fleisch und Bein, die er verloren hatte.

In gebildeteren Jahrhunderten sah man eine ähnliche Verachtung, gestützt auf den Glanz, auf die Eleganz, auf hohen Adel und auf Herrlichkeit in weitester Bedeutung, mochte gleich alles dies solcher Verachtung nicht zur Entschuldigung dienen. So sah man sie bei dem Herzog von Osuna, dem spanischen Gesandten am Hofe der Isabella von England; er hielt es für verächtlich, die Perlen aufzulesen, die sein Prachtgewand bedeckten und sich losgelöst hatten.

So hielt es der Markis von Villena für verächtlich, einen Palast wiederzubewohnen, in welchem er einen Vaterlandsverräther, den Connetable von Bourbon, beherbergt hatte, und brannte ihn nieder. So zeigte ein Tous von Mansalve in Gegenwart der Königin Isabella der Katholischen seine Verachtung vor dem königlichen Geblüt, wenn es nicht auf reiner Abstammung beruht. Allein in dem aufgeklärten Jahrhundert der Gleichheit zeigt sich die Geringschätzung in plump beleidigender Weise. Will der Hochmuth sich geltend machen, so bedarf er der Stärke, die Verachtung des Glanzes; die Geringschätzung bedarf nichts, keiner Stütze, keiner Grundlage; im Gegentheil, je niederen Ursprungs sie ist, um so übermüthiger erhebt sie sich, um so mehr wächst, um so belaubter ist sie; diese Pflanze, welche so gut im nie-

drigen Sumpf gedeiht, dieser Bastard des Hochmuthes, bedarf weder des Hochmuthes, noch der Verachtung, keiner Grundlage, keiner Stärke, keiner Stütze, keines Glanzes, er genügt sich selbst. Dieses Gemisch von Neid und Frechheit findet sich bei gemeinen Naturen ersten Ranges, es entspringt in seiner größten Herrlichkeit in den antijesuitischen Kollegien. Zunächst erfüllt es den Mund seiner Anhänger mit Kritik. O, die Kritik ist die Stärke und der Glanz der Geringschätzung! O, die Kritik ist ihr eigentliches Gepräge, die ihr eingetrichterte Wissenschaft! In Zeiten des Obskurantismus werden die Kinder dumm und unwissend geboren, in Zeiten der beginnenden Aufklärung weise, wie dies ein bekanntes Sprüchwort besagt, und in Zeiten verbreiteter Aufklärung als Kritiker. O Du heilige Achtung, Du Schutzengel der Unschuld, Schild alles Edlen und Heiligen, Zwillingsbruder der Bescheidenheit, Zügel der Ungebundenheit, Zauber der Jugend, wohin bist Du gegangen, daß man Dir in der Welt nicht mehr begegnet? Ueberall haben Dich die ruchlosen Hände der Geringschätzung selbst aus Deinen heiligsten und unverletzlichsten Asylen vertrieben. Diese Geringschätzung triumphirt und gebietet über die sich bis in das Innerste erstreckende Zerrüttung des gebildeten Europa.

Da die arme Lagrimas sah, daß sie keine Antwort erhielt, schrieb sie einige Zeit darauf an Reina:

„Du schreibst mir nicht, meine Reina. Ich erfahre weder von Dir noch von sonst Jemandem etwas. Wie einsam bin ich doch! Allein je einsamer ich bin, um so näher fühle ich mich Gott, und jetzt erst verstehe ich die Einsiedler der Thebais. Giebt es eine Einsamkeit für das Herz, so giebt es doch keine für die Seele; das Herz zur Seele erheben, das thaten die Heiligen; die Dichter dagegen haben blos sinnliche Empfindungen zu Gefühlen des Herzens erhoben. Einige traurige und schreckliche Ereignisse lassen mich die Feder ergreifen, um dieselben mitzutheilen. Meine Reina, ich muß den Becher des Leidens bis auf die Hefen leeren.

Ich weiß nicht, wie ich Dir werde schreiben können, denn Du siehst bereits an den vorstehenden Zeilen, wie mein Puls zittert. Mein Zimmer geht auf die Straße hinaus und ist von dem meiner Verwandten durch eine dünne Wand getrennt, die man an der Verbindungsthür vorläufig angebracht hat. Diesen Morgen hörte ich sie sich streiten, und daß Tiburcio an dem Streit theilnahm. Mögen sie nun geglaubt haben, daß ich unten in dem großen Hofe wäre, wo ich mir Blumen zu holen pflege, oder hat sich mein Gehör verfeinert, kurz ich vernahm Alles, was sie sprachen. Ich wollte aufstehen, um fortzugehn, als ich Tiburcio die fürchterlichen Worte sagen hörte: Nein, Sennor, weder Sie, noch Ihr Vetter, der Prahlhans Don Roque, werden mich mit meiner

Cousine verheirathen. Der Mann muß Höheres erstreben, als blos reich zu werden; ich verlange keine Reichthümer, wenn ich um ihretwillen verdammt werde, in diesem Nest als ein gemeiner, obskurer Fabrikant zu leben und mich mit einer schwächlichen Fanatikerin zu verheirathen. Schweig, riefen ihm die Eltern ängstlich zu, Tiburcio ließ sich aber nicht stören, sondern fuhr fort: ein krankes Mädchen, durch und durch hektisch und bereits halb aufgelöst.

Nachdem er dies gesprochen, verließ er eiligen Schrittes die Wohnung und das Haus. Reina, Reina! hektisch! aufgelöst! O, mein Gott! . . .

Ich konnte am folgenden Tage nicht fortfahren, Dir zu schreiben. Man fand mich ohnmächtig auf meinem Sessel und brachte mich zu Bett; ich habe dasselbe mehrere Tage nicht verlassen können. In dieser Zeit ist der armen Familie ein furchtbares Unglück zugestoßen. Tiburcio war von seinem Vater nach Cadix geschickt worden, um mit dem meinigen über die in dem Kloster vorgenommenen Arbeiten Rücksprache zu nehmen und Geld zu holen; Tiburcio hat dasselbe erhalten und ist damit verschwunden.

Den Kummer und das Herzeleid des vortrefflichen Ehepaars vermag ich Dir nicht zu schildern; sie wollen meinem Vater Alles ersetzen, aber dies letzte Opfer, welches sie ihrem Sohne bringen, wird sie vollends an den

Bettelstab bringen. Es zerreißt einem das Herz, wenn man sie sieht und hört. Mein Vater sollte ein solches Opfer zurückweisen, aber er wird es nicht thun. Welche seltsame Ansichten hat doch mein Vater vom Gelde! Er hält das Eintreiben des Geldes für eine eben so ernste Gewissenssache wie das Zahlen. Die Mutter des Tiburcio glaubt, daß er nach Californien gegangen ist; sein Vater dagegen meint, er sei nach Ikarien mit jenem Cabet übergesiedelt, von dem er immer sprach und dessentwegen ihn Flora und Fabian so oft auslachten. Aber Don Juan de Dios, der Tiburcio besser als seine Eltern zu kennen behauptet, ist der Ansicht, daß er zu den Aufständischen nach Paris entflohen ist. O Reina, das wäre schrecklich!

Ich will meinem Vater schreiben, der mich mit diesem Tiburcio zu verheirathen beabsichtigte, mit Tiburcio, der mich verachtete und für aufgelöst hielt, um ihn zu bitten, daß er die Unglücklichen, die doch immer ihm so nahe verwandt sind, nicht ruiniren möge. Gott weiß, wie er meinen Brief aufnehmen wird; sicherlich wird er nicht darauf eingehen, allein ich muß es thun. Nicht zur Hülfe bereites Mitleid ist ein Körper ohne Seele. Wir sind verpflichtet, Alles, was wir irgend vermögen, anzuwenden, um denen, die da Leid und Kummer tragen, Beistand zu leisten, sollte dies gleich erfolglos sein. Diesen Tribut sind wir dem Unglück schuldig; wir spen-

den dadurch dem eigenen Herzen Balsam und erfreuen unsern Schutzengel, der, wie die Mutter Socorro zu sagen pflegte, unsere Schritte zählt und unsere

Thränen (Lagrimas)."

Brief der Lagrimas an Don Roque.

„Vater und Sennor!

Ich habe Sie nie um einen Gefallen ersucht, denn Ihre Güte bot mir dazu bisher keine Gelegenheit dar, da Sie wie ein guter Vater für mich Sorge trugen; deshalb lebe ich der Hoffnung, daß Sie mir die erste Gunst, um welche ich Sie bitte, nicht abschlagen werden. Um Gottes willen, Sennor, gestatten Sie es nicht, daß meine armen Verwandten sich durch Zahlung des von meinem Vetter unterschlagenen Geldes ruiniren; ich werde Ihnen, so viel an mir liegt, dafür seiner Zeit einstehen. Haben Sie Mitleid mit dieser armen Familie, deren Jammer mir das Herz zerreißt. Könnte Ihnen je das Geld eine größere Freude gewähren, als die ist, die Sie sich durch Gutesthun verschaffen?

Man hat mir gesagt, aber ich weiß nicht, ob es wahr ist, daß ich etwas von meiner Mutter geerbt habe; nehmen Sie daher das Erforderliche von dem Meinen, wenn ich überhaupt etwas besitze, und ich werde Ihnen mein Lebelang für diese Gefälligkeit dankbarer sein als für irgend eine andere, die Sie Ihrer liebenden und ge-

horsamen Tochter erweisen könnten. Indem ich diese meine herzliche Bitte in Ihre Hände lege, küsse ich dieselben mit Achtung und Liebe.

Lagrimas."

Antwort des Don Roque an Lagrimas.

„Wenn sich naseweise Dinger und Weiber überhaupt in Geschäfte mischen, geschieht dies auf sentimentale Weise, und es kommt dabei nur Unsinn heraus. Weil dieses aufgeblasene Vieh von einem Alcalden aus seinem Sohn einen Schurken gemacht hat, soll ich büßen? Weil ich zweitausend harte Peso's verloren habe, soll er mich auslachen? Das wäre mir eine saubere Geschichte! Wisse denn Du, die Du nichts weißt, daß kein Schuldner bereitwillig zahlt; würden wir deshalb keinen Ersatz annehmen, so würden wir sehr albern handeln. Bezahlt mir denn dieses Schaf von einem Alcalden die Medizin und den Arzt, die Du beide bedarfst? Weshalb soll ich denn da den Raub seines schurkischen Sohnes auf meine Tasche nehmen?

Also man hat Dir gesagt, daß Du von Deiner Mutter geerbt hast, und das dumme Ding glaubt, über das Seinige verfügen zu können? Wisse, Du Naseweis, daß Du vor dem einundzwanzigsten Jahre über keinen Cuarto, geschweige denn über Tausende verfügen kannst. Ich werde dafür Sorge tragen, daß Du dir nicht solche

Dummheiten wie die beabsichtigte zu Schulden kommen lässest; sie kann Dir nur in einem der wirklichen oder erdichteten Delirien eingefallen sein, mit denen Du unser Aller Geduld bereits erschöpft hast. Bessere Dich, denn in einigen Tagen kommt zu Dir Dein Vater

Roque la Piedra."

Dreizehntes Kapitel.

20. Oktober 1848.

An demselben Tage, an welchem Lagrimas ihren letzten Brief an Reina absandte, erhielt sie den folgenden:

Reina an Lagrimas.

„Meine geliebte Lagrimas! Da ich Dich so sehr liebe, so kann ich nicht unterlassen, Dir zu schreiben, obwohl sich meine Mutter mit Deinem Vater erzürnt hat. Dieser muß sich sehr schlecht gegen sie benommen haben, da sie so ergrimmt gegen ihn ist und ihn nicht mehr bei sich empfängt. Obgleich ich nicht näher unterrichtet bin, so glaube ich, daß es sich um Geldangelegenheiten gehandelt hat. Denn obgleich Dein Vater den Dünkel Alexander's des Großen zur Schau trägt, so ist er doch eigentlich nichts weiter als ein knauseriger, filziger Alexander.

Ich habe in der That lachen müssen über das große Loos, welches Dir durch Deinen ungeheuerlichen Verwandten, den schönen Tiburcio Civico, zu Theil geworden ist. Er kann zu nichts besser passen als zu einem Zündhölzerfabrikanten, denn er sieht selbst wie ein Zündholz aus und besitzt alle Eigenschaften desselben; er ist das Mensch gewordene Zündholz und war dazu bestimmt, seine Art weiter zu verbreiten. Aber sage seiner Mutter, daß sie ihm zur Vorsicht einen Fallhut aufsetzt.

Ich benachrichtige Dich, daß Marcial Deputirter geworden ist. Wir wollen nun sehen, ob er die Kammer mit irgend einem Axiom von seinem Gepräge bedenken wird. Aber, um ernstlich zu sprechen, es sollte wirklich viele Deputirte seiner Art geben, denn er bringt in die Cortes eine genaue Kenntniß seiner Provinz, vortreffliche Ideen und die besten Wünsche, endlich Unabhängigkeit ohne Oppositionsgeist, den Menschen wie den Dingen gegenüber; er hat keine Clique und besitzt nur den einen Ehrgeiz, eine Rede halten zu können. Er schrieb Fabian eine Elegie, und dieser sagte:

Und Gänse und Kaninchen kamen,
Ihren Text von weitem sie vernahmen.*)

Fabian ist an einen erbärmlichen Ort versetzt worden; er ist unzufrieden, will seine Laufbahn aufgeben

*) Tomé von Burguillos.

und in Madrid schriftstellern; Genaro jedoch, der seinen Werth kennt, und weiß, daß ihm eine glänzende Zukunft bevorsteht, redet ihm zu, auszuharren und nicht einen sichern, ehrenvollen Weg gegen einen solchen aufzugeben, der schlüpfrig ist und auf dem ihm Zufälle unangenehmster Art begegnen können.

Um Flora hat einer ihrer Vettern, der Graf von Villafria, ein vortrefflicher Mann, von sehr angenehmem Aussehen und dabei sehr reich, angehalten. Fabian erfuhr es und schrieb an Genaro, der Flora und ihn die beiden Kolibri's zu nennen pflegte, daß der eine den Kelch einer Lilie fand, um in demselben auszuruhen, während der andere als Gefangener in einem traurigen, öden Kerker, gleich so vielen Kanarienvögeln, bestimmt ist, mit dem Schnabel, mit dem er gern singen möchte, den Eimer hinaufzuziehen, wenn ihm zu trinken verlangt.

Es wird Dich sehr überraschen, wenn ich Dir sage, daß ich mich verheirathe; da jedoch Dein Vater gemeint hat, wir würden bald Deinen Hochzeitskuchen essen, so will ich nicht, daß Ihr mir mit vollerem Recht wie früher sagt, da Ihr jetzt durch eigenes Beispiel predigt, ich könnte weder lieben, noch mich entscheiden. Was Dich aber am meisten überraschen wird, ist das, daß ich mir Genaro erwählt habe, mit dem ich auf so schlechtem Fuße stand.

Für ihn ist es insofern ein Ersatz, als er Dich ver-

liert, und für mich eine Lehre, wie sie in dem alten Sprüchwort enthalten ist, man solle nie behaupten, daß man von diesem Wasser nicht trinken wird. Meine Mutter hat ihre Zustimmung gegeben, denn nicht Alle können mit ihren Töchtern so hoch hinaus, wie der Millionär Don Roque. Ich wünsche sehr, zu erfahren, wer der Bräutigam ist, von dem Dein Vater gesprochen hat, und ich hoffe, daß Du es mir baldmöglichst schreiben wirst.

Genaro schätzt Dich noch immer und ich thue aufrichtig ein Gleiches, denn Du giltst mir als Schwester, und wir hoffen, daß Du, sobald Du es ermöglichen kannst, uns besuchen wirst; sei versichert, daß Du uns Beiden dadurch eine große Freude bereitest.

Lebe wohl, pflege Dich und sei so glücklich, wie es Dir wünscht Deine beste Freundin

Reina."

Als Lagrimas diesen Brief gelesen hatte, seufzte sie auf, schloß die Augen und fiel in eine der tiefen Ohnmachten, die bereits häufiger einzutreten pflegten.

Wie sie wieder zu sich kam, lag sie im Bett, welches Don Juan de Dios, der Alcalde und seine Frau umstanden; sie schienen alle drei sehr gerührt zu sein. Das arme Mädchen ließ einen schwachen Klagelaut vernehmen, denn sie empfand brennende Schmerzen, die durch

Senfpflaster hervorgerufen wurden, an Armen und Beinen.

„Noch eine neue Qual, Don Juan de Dios?" fragte sie und mühte sich zu lächeln.

„Es soll Dir Genesung bereiten, meine Tochter," erwiederte die Alcaldin, die sie sehr liebgewonnen hatte.

„Ich weiß es," sagte das Mädchen, „habt Dank!" Darauf schloß sie wieder die Augen.

Die Alcaldin ergriff ihre Hand und fand, daß sie kalt war.

„Don Juan de Dios," rief sie erschrocken, „sie stirbt!"

„Ja, schneller wie ich geglaubt habe," versetzte dieser. „Ich erwartete, daß sie mit dem Laub dahinscheiden würde, aber noch ehe das Laub fällt, wird diese Blume verwelken. Wir müssen ihr das letzte Sakrament spenden lassen."

„Herr Jesus! Herr Jesus!" rief die Alcaldin, und schlug die Hände über'm Kopf zusammen, „mein armes Kind!"

„Was sagen Sie, Sennor?" rief der arme Alcalde, der Lagrimas für seinen Schutzengel ansah und hoffte, daß ihre Fürbitte seinen Ruin verhindern würde.

„Wir haben keine Zeit zu verlieren," fuhr Don Juan de Dios fort, „die Schwäche ist so groß, daß das Delirium, zu dem sie ohnehin geneigt ist, eintreten kann."

Die Alcaldin eilte bestürzt hinaus, um den Geistli-

chen benachrichtigen zu lassen, der Alcalde ganz verwirrt, um einen Expressen an Don Roque abzusenden.

Als die Alcaldin zurückkehrte, sagte ihr der Arzt:

„Man muß sie von der Ankunft des Geistlichen unterrichten, damit sie nicht überrascht wird; das muß jedoch mit äußerster Vorsicht geschehen, denn in ihrem gegenwärtigen Zustande wird sie von Allem sehr ergriffen."

„Gut, gut," entgegnete die vortreffliche Frau, „seien Sie unbesorgt, Don Juan de Dios."

Dieser begab sich fort, versprach aber baldige Wiederkehr.

Bald darauf machte Lagrimas eine Bewegung.

„Schläfst Du?" fragte die Alcaldin.

„Manchmal glaube ich es, manchmal aber auch nicht," erwiederte das Mädchen mit schwacher Stimme, „denn es giebt Wirklichkeiten, die mir wie Träume vorkommen, und Träume, die mir Wirklichkeiten zu sein scheinen; ich kann das Eine vom Andern nicht unterscheiden."

Das ist das beginnende Delirium, dachte die Alcaldin, Don Juan de Dios hat recht gehabt. Laut sagte sie dann: „Meine Tochter, wir sind alle sterblich."

„Das ist wahr," entgegnete in der Schlaftrunkenheit des Fiebers die Kranke; „gestorben sein ist süß, das Sterben schrecklich."

„Man muß sich auf den Tod vorbereiten," fuhr die

Alcaldin fort, „damit er uns nicht wie Ketzer überrascht, sondern wie Christen gerüstet findet.“

„Ja, ja, ihn kommen sehen . . . auf ödem Meer . . . er kommt mit dem Wind, der da heult . . . mit dem Meer, welches brüllt und seine Beute verlangt. Es ist entsetzlich! Die Elemente kennen kein Mitleid; sie sind Feinde des Menschen, der nichts gegen sie vermag; er kann nur die Barmherzigkeit Gottes anflehen, der sie im Zügel hält.“

„Wenn man sich vorbereitet,“ fuhr die gute Frau fort, „erlangt man einen guten Tod.“

„Ein guter Tod,“ murmelte abgebrochen die Kranke, „ist die größte Gnade Gottes.“

„Eben deshalb, meine Tochter, muß man sich in den Zustand der Gnade versetzen und beichten.“

„An Bord giebt es keinen Beichtiger,“ sagte das Mädchen; „jedoch ist in solchen Fällen Gott der Beichtiger. Er sei gepriesen!“

„Wenn man sich nicht an Bord befindet, hat man den Trost, einen herbeirufen zu können. Soll ich den Geistlichen holen lassen?“ fragte in der besten Absicht, aber in ihrer plumpen Weise die gute Frau.

„Wie denn? soll ich sterben?“ rief das Mädchen, indem sie plötzlich aus ihrer Abspannung sich aufrüttelte und die Augen weit öffnete, während ein nervöses Zit-

tern sich ihrer bemächtigte und den erschöpften Körper unter der Bettdecke erbeben machte.

„Nein, nein, es kann nicht sein,“ sagte verlegen die Alcaldin, „aber wie ich Dir bereits gesagt habe, wir sind Alle sterblich.“

„Herr Pfarrer, werde ich sterben?“ fragte in heftiger Angst Lagrimas, als sie ihn eintreten sah. „Herr Jesus! Und greift das Sterben sehr an, Herr Pfarrer? Kann mir denn kein Beistand werden? Und Don Juan de Dios?“

Die Alcaldin verließ das Zimmer und vergoß Ströme von Thränen.

Welche Worte, welche Empfindungen wurden zwischen dem Geistlichen und der aufgeregten Kranken ausgetauscht, und vor Allem, welche übermenschliche Macht zeigte ihren Einfluß! Jeder Katholik kennt sie und betet zu ihr. Als aber der Geistliche das Zimmer verließ, fand die Alcaldin Lagrimas so sanft wie immer, ruhiger wie je und so gestimmt, als wenn das Leben, welches sich aus den äußersten Gliedern des Körpers zurückzog, seinen Sitz allein im Herzen nehmen wollte. Allen dankte sie für die ihr erwiesene Pflege, bat die um Vergebung, die sie etwa beleidigt haben sollte, und gab ihrer Tante eine goldene Kette, die sie mit dem Bilde der

Mutter stets um den Hals trug. Sie bat um ihr Schmuckkästchen, nahm daraus ein Halsband mit einem Perlenmedaillon, auf welchem sie als Kind gemalt war, trennte die Kette von dem Medaillon und machte dasselbe mit dem ihrer Mutter. Lange Zeit blickte sie beide an, während ihre Lippen ein Gebet hersagten und zwei große Thränen über ihre Wangen rannen; dann bat sie um ein feuchtes Tuch und rieb so lange, bis das Elfenbein ganz weiß geworden war. Dabei sprach sie kein einziges Wort, denn in diesem liebenden Herzen, das von Allen, die es geliebt hatte, und von Allen, die sie lieben sollten, verlassen worden war, gab es keine Galle. Sie zürnte Reina und Genaro nicht, nein, sie wünschte nur, daß Beide glücklich werden möchten.

So liebkoste dieser sanfte Engel den Pfeil, der ihm das Herz durchbohrte, während Andere Pfeile, die kaum ihre Haut ritzten, für vergiftet ausschreien.

Sie ließ sich ihr Schreibzeug bringen und vermochte, allerdings mit kaum lesbaren Buchstaben, folgende Zeilen zu schreiben:

„Ich habe Deinen Brief erhalten, meine Reina, und ich schreibe diese paar Zeilen kurz vor meinem Tode, um Euch alles Glück zu wünschen. Fabian nannte die Perlen Thränen des Herzens. Hier sende ich Dir dies Halsband, damit Du dich durch sie zuweilen meiner er-

innern magst. Lebe wohl! Auf dem Todbett ziemt sich und ist süß dies Wort Lebewohl*).

Lagrimas."

„Sagt meinem Vater," sprach sie, nachdem sie den Brief beendet hatte, „daß er dieses Andenken meiner Freundin Reina Alocaz zusendet."

„Dein Vater wird bald kommen," versetzte der Alcalde.

„Meine Mutter wird nicht kommen," warf das Mädchen ein, „sie hat zu viel zu thun und ist zu entfernt."

Nachmittags erhielt sie die letzte Oelung; der ganze fromme Ort war zugegen, kniete nieder und vergoß Thränen, wie ein Engel sich mit seinem Gott auf Erden einte.

Darauf blieb sie so still, daß die Nacht ruhiger wie andere vorüberging. Einigemal sprach sie einzelne Worte wie im Traum, aber sie hatten keinen Sinn; manchmal hörte man sie sagen: Ich komme, Mutter, ich komme. Wenn ein Hustenanfall oder ein heftiger Schmerz in der Brust sie erschütterten, hörte man sie wiederholen:

Fest mich haltend an den Nägeln,
Lehne ich mich an das Kreuz,

*) Spanisch adios, das französische adieu.

Daß Du allzeit mich beschützest,
Jesus, Du Erlöser mein.

Am folgenden Tage kam Don Roque mit einem Dampfschiff an.

„Meine Tochter!" rief er, indem er trotzig in's Zimmer trat. „Was ist das? Wie? Bist Du so krank? Ich wünsche nicht, daß Du stirbst; nein, nein, Du wirst nicht sterben, und wenn man müßte das Obermedicinalcollegium holen lassen und ihm eine goldene Brücke bauen, damit es kommt. Du wirst nicht sterben, nein."

„Lassen Sie mich sterben, Vater, und bedauern Sie mich nicht," sagte das Mädchen mit ihrem ruhigen, sanften Gleichmuth, „lassen Sie mich sterben, nicht als kecke Kämpferin, sondern als Christin. Gott, der so gut ist, hat mich nicht der Leiden überheben wollen. Ich bin müde und der Tod ist die Ruhe."

„Ach was, nicht bedauern! Freilich bedaure ich Dich, obgleich ich Dich beerbe. Ich bin ein guter Vater, ich liebe meine Tochter, ich habe ja Niemanden wie Dich. Bist Du nicht das Einzige, was mir übrig geblieben ist, und Du sagst, ich soll Dich nicht bedauern?"

„Vater, ich war nur selten in Ihrer Nähe, und daher glaubte ich, daß Ihnen mein Tod nicht so leid thun würde; aber jetzt, da ich sehe, daß er Sie betrübt, thut es mir leid zu sterben."

„Wohlan, meine Tochter," sagte Don Roque, der

das erste Mal in seinem Leben in seinem Herzen ein Bedauern verspürte, soweit dies ein Herz von solcher Polypennatur vermochte, „wohlan, meine Tochter, werde wieder besser, dann thue ich auch, was Du verlangst; ich bringe Dich nach Sevilla, das Dir so gut bekommt."

„Es ist zu spät, Vater."

„Habe ich nicht alles Mögliche gethan, um Dir Genesung zu verschaffen?" sagte der gute Vater; „habe ich Dich nicht hierher gebracht? Habe ich Dir nicht zu Willen gehandelt, als ich Dich hier ließ? Hast Du kein Vertrauen zu diesem Don Juan de Dios?"

„Ja, Vater, ja," erwiederte das sanfte Wesen; „er hat Alles gethan, was in seinen Kräften stand; aber ich wurde schwächlich geboren und mein Leben war ein unausgesetztes Leiden, besonders nach dem schrecklichen Geschick meiner Mutter."

„Das ist richtig, das ist richtig; aber Dich sterben sehen zu müssen, Dich mein Fleisch und Blut, Dich so jung, Dich, die Du so viel Geld erben könntest! Das ist ein Herzeleid! Sie müssen sie mir heilen, Don Juan de Dios, Sie müssen; wenn nicht, wozu nützen Ihnen da Ihre Wissenschaft und Ihre Bücher? Schonen Sie weder Mittel noch Kosten, ich hafte für Alles."

„Vater," sagte das Mädchen mit leiser Stimme, „was vermag das Geld gegen den Willen Gottes?"

„Das Geld ist zu Allem nütze, meine Tochter; wie

kann ich Dich denn so sterben lassen? nein. Don Juan de Dios, verordnen Sie, überlegen Sie. Wohlan, wohlan, was ist zu thun?"

„Trösten Sie ihren Geist und regen Sie sie nicht auf," sprach der Arzt halblaut zu Don Roque. „Sennor, es giebt kein Mittel mehr und sie hat nur noch wenige Stunden zu leben. Sie haben es mir nicht glauben wollen."

„Und wie soll ich ihren Geist trösten?" rief Don Roque fast außer sich. „Was wünschest Du, meine Tochter?" fragte er und rückte der Sterbenden näher. „Verlangst Du etwas? Bitte was Du willst; wenn es nöthig ist, wird das Dampfschiff es von Cadix holen."

„Ja Sennor," flüsterte das arme Mädchen, „ich möchte Sie um eine Gunst bitten."

„Sprich, meine Tochter, sprich!" erwiederte Don Roque, von wirklichem Schmerz ergriffen, aber dabei kurz angebunden und unwirsch.

„Ich möchte das Halsband von Perlen mit dem Medaillon an Reina schicken, die sich verheirathet."

Don Roque zeigte sich ungeduldig, theils aus Geiz, theils wegen seiner Erbitterung gegen die Markise.

„Wenn Sie es nicht gestatten . . ." sprach mit schwacher Stimme das arme Mädchen.

„Ja, Tochter, ja, ich will, was Du willst."

„Gott bezahle es Ihnen, Vater. Ich wünschte,"

fuhr das arme Mädchen, nachdem es Athem geschöpft hatte, fort, „daß Sie die brillantenen Ohrringe von meiner Mutter verkauften und den Erlös der armen Francisca gäben, damit sie nicht mehr nöthig hat, um Almosen zu betteln.“

„Das soll geschehn,“ sagte Don Roque; allein er konnte seinen Unwillen nur noch schlecht verbergen.

„Wenn Sie was dagegen haben . . .“ flüsterte Lagrimas.

„Nein, nein; weiter!“

„Verkaufen Sie den Ring, den Sie der Mutter bei Ihrer Vermählung gaben, und überweisen Sie den Erlös armen Geistlichen, damit dieselben Messen für Ihre Tochter lesen.“

„Das geht nicht,“ sagte Don Roque, der entsetzlich ausstand, da er die Rolle eines Freigebigen spielen sollte; „diesen Ring habe ich ihr geschenkt und er fällt jetzt wieder an seinen früheren Eigenthümer zurück; aber ich werde Dir ein prächtiges Begräbniß ausrichten lassen.“

„Das wünsche ich nicht, Vater,“ entgegnete das Mädchen aufgeregt; „auch soll man mich nicht ballmäßig ankleiden . . . auch mich nicht schminken . . . keine Blumen in den Händen . . . bleich und traurig will ich in die Erde gesenkt werden . . . wie ich gelebt habe . . . und wie der Tod mich empfängt . . . und die Hände gefaltet . . . als bäte ich zu Gott . . . wie

ich es im Sterben thue . . . für diese . . . für Sie . . . und für mich . . .“

Die Sterbende war so aufgeregt, daß der Arzt sich beeilte, ihr ein beruhigendes Mittel einzuflößen.

„Genehmigen Sie, was sie verlangt,“ flüsterte er Don Roque, der nicht wußte, wo ihm der Kopf stand, in's Ohr.

„Was Du bestimmt hast, soll geschehen,“ sagte er zu seiner Tochter.

„Kommen Sie näher, Vater!“ bat sie mit immer matterer Stimme.

Der Vater hielt sein Ohr an die bleichen Lippen seiner Tochter.

„Meine letzte Bitte,“ flüsterte diese, „Vater, Vater, schlagen Sie mir dieselbe nicht ab! Erlassen Sie Tiburcio die Schuld.“

„Gut!“ sagte der Vater, mit dem festen Vorsatz, es nicht zu thun, denn diesem Menschen war nichts heilig, selbst nicht der letzte Wille einer Sterbenden.

Jetzt verfiel das Mädchen in Schlaf. Tiefes Schweigen, der würdige Vorläufer des Todes, herrschte im Zimmer. Don Roque stützte die Ellbogen auf die Kniee, barg sein Gesicht in den Händen und nur seine Lippen bewegten sich, um leise ein Gebet herzusagen. Die Alcaldin weinte, der Alcalde war wie vernichtet, der Geist=

liche betete und der Arzt beobachtete das schlafende Mädchen.

Plötzlich unterbrach eine leise, schwache Stimme das Schweigen; es erklang wie eine Aeolsharfe unter dem Hauch des Todes:

Habe ihnen schon verziehen,
Denn Verzeihen ist so süß!

Die kindliche Seele ließ diesen Schwanengesang mit Unterbrechungen aus dem Munde ertönen, der bald für immer schweigen sollte.

„Meine Tochter singt!" rief Don Roque.

„Ihre Tochter befindet sich im Delirium des Todes," versetzte der Arzt; „kommen, Sie, Herr Pfarrer."

Der Pfarrer stand der Sterbenden bei.

„Meine Tochter!" rief Don Roque und stürzte sich auf's Bett.

Er allein vernahm die leisen Worte, mit denen dieser Märtyrer-Engel sich Gott übergab, wie es die Mutter gethan hatte:

Fest mich haltend an den Nägeln,
Lehne ich mich an das Kreuz,
Daß Du allzeit mich beschützest,
Jesus, Du Erlöser mein!

Acht Tage darauf wurden die prächtigen Hochzeitsfeste der beiden Cousinen, der schönen und glänzenden

Reina Alocaz und der lieblichen, heitern Flora von Osorio, gefeiert.

Acht Tage darauf befand sich Don Roque in einem Gewirr von Geschäften und bedauerte den Nachtheil, den ihm wenige Tage der Abwesenheit gebracht hatten. An demselben Tage sah man auf dem Strande von Villamar einen flammenden, von der frischen Briese lebhaft angefachten Holzstoß, auf welchem die vorsichtige Alcaldin mit Genehmigung des Don Roque das Bett nebst Zubehör und alles Geräth des armen, an der Auszehrung verstorbenen Mädchens verbrannte. Nichts blieb von ihr übrig, nicht einmal die Erinnerung!

Ende.



Druck von Graß, Barth & Comp. (W. Friedrich) in Breslau.

demselben Tage sah man auf dem Strande
mar einen flammenden, von der frischen Brise
angefachten Holzstoß, auf welchem die vorsichtige
den mit Genehmigung des Don Roque das
Zubehör und alles Geräth des armen, an der
rung verstorbenen Mädchens verbrannte. Nichts
von ihr übrig, nicht einmal die Erinnerung!

Ende.